

generation mix

Jens Schneider
Maurice Crul
Frans Lelie

WAXMANN

Generation Mix

Jens Schneider, Maurice Crul und Frans Lelie

Generation Mix

Die superdiverse Zukunft unserer Städte –
und was wir daraus machen



Waxmann 2015

Münster - New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8309-3182-9

E-Book: 978-3-8309-8182-4

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2015

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Übersetzung aus dem Niederländischen: Reinhilde König

Umschlaggestaltung und Satz: Studio Annelies Vlasblom

Fotos: Andreas Salomon-Prym und Reinier Gerritsen

Druck: Těšínská tiskárna, a.s., Český Těšín

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, säurefrei gemäß ISO 9706

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

**Für meine Mutter Lore Schneider-Pohrt (80), die mir die Neugier
und den Mut mitgab, vor der Welt und ihren Bewohnern
keine Angst zu haben.**

Jens Schneider

„I am worse at what I do best, for this gift I feel blessed“
(Kurt Cobain, Nirvana)



Vorwort

Das niederländische Original dieses Buch wurde in den dunklen Tagen geschrieben, als die konservative Regierung unter Mark Rutte von der Duldung durch den Rechtspopulisten Geert Wilders abhängig war – ein Tiefpunkt auf dem langen Weg der Niederlande vom Vorbild für multikulturelle Toleranz zu einem Ort, an dem beinahe ohne Scham gegen Einwanderer und Minderheiten gehetzt werden darf und dies von den Wählern auch noch honoriert wird. Die letzten Europawahlen haben gezeigt, dass die deutlich formulierte Ablehnung von Einwanderung und Islamkritik in ganz Europa viele Wählerinnen und Wähler mobilisieren kann – bedenklich viele, denn das destruktive Potenzial des Rechtspopulismus und die Gefahr einer zersetzenden Polarisierung in der Gesellschaft können kaum überschätzt werden. Auch wenn in Deutschland der offizielle Diskurs in dieser Frage quer durch das politische Spektrum insgesamt deutlich zurückhaltender ist als in den Niederlanden und vielen anderen europäischen Staaten, so haben die Sarrazin-Debatte und all die lokalen Diskussionen um Minarette oder Moscheebauten deutlich gemacht, dass es nicht die Islamkritik oder das Unbehagen an fortdauernder Zuwanderung selbst sind, die ein stärkeres politisches Gewicht der entsprechenden Parteien in Deutschland bisher verhindert haben. Bedenklich ist auch, dass es über die Ablehnung des Rechtspopulismus hinaus kein ausformuliertes Gegenmodell gibt. Deshalb wird es höchste Zeit, dass diese Lücke gefüllt wird mit einer ganz neuen Sichtweise auf „Integration“ und die europäische Stadt von heute oder spätestens morgen.

Dafür gibt es Anknüpfungspunkte, denn es gibt eine Gegenwehr. Zum Beispiel der kleine Sammelband *Manifest der Vielen: Deutschland erfindet sich neu*, der im März 2011 in einem brechend vollen Saal des Maxim Gorki-Theaters vorgestellt und beklatscht wurde und die wirklichkeitsferne Irrelevanz der Weltsicht von Leuten wie Sarrazin und Wilders überdeutlich machte. Im selben Jahr sorgte in den Niederlanden der Schauspieler Nasrdin Dchar für Aufregung, als er bei der Verleihung des wichtigsten niederländischen Filmpreises „Das Goldene Kalb“ für seine Darstellung in dem Film *Rabat* deutlich wurde und dafür stehende Ovationen bekam:

Dieses Goldene Kalb steht für Träume, und dass es wichtig ist zu träumen. (...) Es steht aber auch für die Überwindung von Angst. Angst habe ich immer noch, und leider haben auch die Niederlande Angst. Wir bekommen zurzeit Angst injiziert. Ich habe

vor ein paar Monaten einen Artikel von Minister Verhagen gelesen, worin er erklärt, dass die Angst vor Ausländern begreiflich sei. Nun, Herr Verhagen, und auch Geert Wilders und all die Menschen, die hinter Ihnen stehen: Ich bin ein Niederländer und ich bin sehr stolz auf mein marokkanisches Blut. Ich bin ein Muslim und ich stehe hier mit einem verdammten Goldenen Kalb in meiner Hand! Dieses Kalb steht für Liebe. Liebe und Leidenschaft. Weil ohne Liebe und Leidenschaft wäre dieser Film nicht entstanden.

Dieses Buch ist mit der Leidenschaft des Plädoyers gemacht, Leuten wie Nasrdin Dchar und den vielen anderen überzeugten Niederländern und Deutschen und Österreichern mit und ohne Zuwanderungsgeschichte mehr Aufmerksamkeit zu schenken als den Kaputtmachern des Rechtspopulismus.

Aber es wäre auch nicht möglich gewesen ohne die großzügige Unterstützung der Koning Boudewijn-Stichting in Belgien, des Oranjefonds in den Niederlanden und der VolkswagenStiftung in Deutschland. Die vw-Stiftung war zudem einer der Hauptförderer der europäischen TIES-Studie, auf deren Ergebnissen dieses Buch beruht. Die deutsche Ausgabe konnte zudem auf die Unterstützung durch die Stiftung Mercator bauen. Darüber hinaus sind wir vielen Menschen Dank schuldig, weil sie beizeiten das Manuskript gelesen und wertvolle Kommentare und Änderungsvorschläge abgaben: Miriyam Aouragh, Wim Willems, Mary Tupan-Wenno, Marjon Bolwijn und Jan Hoogeveen für das niederländische Original sowie Reinhilde König und Sangeeta Fager für die deutsche Ausgabe, für die das Original stark überarbeitet wurde. Für ihre persönlichen Beiträge in Form der Essays am Ende dieses Buches danken wir sehr herzlich Ayşegül Acevit, Özlem Nas und Serdar Manavoğlu. In Kapitel 2 stellen wir zudem fünf (Film-)Porträts vor, die von Elsbeth Dijkstra und Frans Lelie aufgenommen wurden und über die angegebenen Internet-Links auch angeschaut werden können. Wir möchten Elsbeth für die schönen Filme danken, aber vor allem auch den Hauptpersonen der Porträts für ihre enthusiastische Mitarbeit: Youness Bourimech, Bilinc Ercan, Muhammet Yilmaz, Miriyam Aouragh und Halil Karaaslan. Schließlich gilt unser Dank Annelies Vlasblom für das wunderbare Design der Grafiken und das Layout des Buchs sowie Julia Fuchs vom Waxmann Verlag für ihr Vertrauen in diese deutsche Ausgabe.

Inhalt

Kapitel 1 - Integration ist vorbei	13
S-Bahnlinie 31	17
Integration in einer Stadt von Minderheiten	19
Vorbild New York: Die zweite und dritte Generation erbt die Stadt	21
Eurabien?	22
Das Paradox der Integrationsdebatte	23
Lernen vom Blick über die Grenzen	27
Zukunftsszenarien für die Großstädte Europas	29
Die Emanzipation als Folge der sozialen Mobilität	34
Kapitel 2 - Die Emanzipation der zweiten Generation	37
Hamburg	38
Paris	40
Rotterdam	42
Amsterdam	44
Brüssel	46
Kapitel 3 - Bildung ist der Schlüssel zur Emanzipation	48
Der Irrtum des Vorübergehenden: die Bilanz nach fünfzig Jahren	
Arbeitsmigration	48
Die besondere Bedeutung der zweiten Generation	50
Zu kurze Bildungskarrieren	52
Es geht auch anders!	55
Erfolgreich entgegen alle Erwartungen	56
Bestraft für ihre gering gebildeten Eltern?	60
Fallstricke und Sprungbretter	62

Kapitel 4 - Erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt	66
Eine kluge Stadt braucht alle Talente	66
Von der Kasse zur Filialleitung	67
Im Vergleich: Stockholm, Amsterdam, Berlin	69
Emanzipation über den Arbeitsmarkt	73
In den Familien machen arbeitende Frauen den Unterschied!	76
Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt	78
Ethnische Unterklasse oder moderne Yuppies?	80
Die Emanzipation der zweiten Generation	82
Kapitel 5 - Generation Mix	84
Wo kommst Du her?	86
Interethnische Freundschaften	90
Das Szenario der Hoffnung	93
Die Scharnier-Generation	97
Die „mehrheitlich Minderheiten-Stadt“ als Chance	101
Vier Essays - Meine Identität	105
Aysegül Acevit	106
Özlem Nas	113
Serdar Manavoglu	119
Jens Schneider	125
Literatur	128

Integration ist vorbei

„Wir sehen hier an diesem Mist, dass alles so ist, wie es ist.“

(Janosch)

„Multikulti ist tot“ – und gleichzeitig ist die multikulturelle Stadt lebendiger denn je. Doch die aktuellen Debatten entwerfen dafür keine Zukunftsvisionen mehr. Es herrscht ein Ton vor, der vor allem Unbehagen und Angst ausdrückt: Angst vor dem Islam, Angst vor der kulturellen oder ethnischen oder religiösen Vielfalt, Angst vor einem Auseinanderfallen der Gesellschaft. Unterschiede scheinen wichtiger als Gemeinsamkeiten – und das alles in den üblichen Großkategorien, die keine Differenzierung zulassen: Muslime gegen Christen, Araber gegen Juden, Deutsche gegen Türken, Migranten gegen Einheimische usw. Wie viel diese Großkategorien tatsächlich aussagen, spielt keine Rolle. Und schon gar nicht darf das Individuum in diesen Fragen selbst entscheiden, wo es stehen möchte.

Dem enormen destruktiven Potenzial des rechten und des antiislamischen Populismus in der deutschen und europäischen Integrationsdebatte setzt der mediale und politische Mainstream kaum etwas entgegen. Auf der anderen Seite erreichen die gängigen Aufrufe der Politik an Migranten und ihre Kinder, sich doch bitte zu integrieren, kaum noch jemanden: Glaubt noch ernsthaft jemand daran, dass Akzentfreideutsch, gute Bildung und ein gut bezahlter Job vor Diskriminierung und Anfeindungen schützen?

Immerhin: Es ist immer mehr von „Willkommenskultur“ die Rede, vielleicht ein Zeichen dafür, dass es möglich ist, zuallererst einmal nüchtern und ganz pragmatisch zur Kenntnis zu nehmen, dass die demographische Entwicklung hin zu immer mehr Vielfalt – Vielfalt der Kulturen, der Religionen, der Lebensentwürfe, Gleichzeitigkeiten und Querverweise – so ist, wie sie ist. Ob es allerdings auch ein Zeichen für den seit langem fälligen grundlegenden Paradigmenwechsel im Selbstverständnis als Einwanderungsland ist? Noch haben die Nostalgiker der Illusion, das Land wäre einmal ethnisch, kulturell und religiös homogen gewesen, eine gewichtige Stimme im Land und in Europa. Sie unterschlagen, dass kulturelle, ethnische, religiöse und soziale Vielfalt nicht im Widerspruch dazu steht oder stehen muss, dass sich auch in

Zukunft Menschen für das Land und den Kontinent begeistern können. *Dafür* Visionen zu entwickeln wäre allerdings gut angelegte Energie.

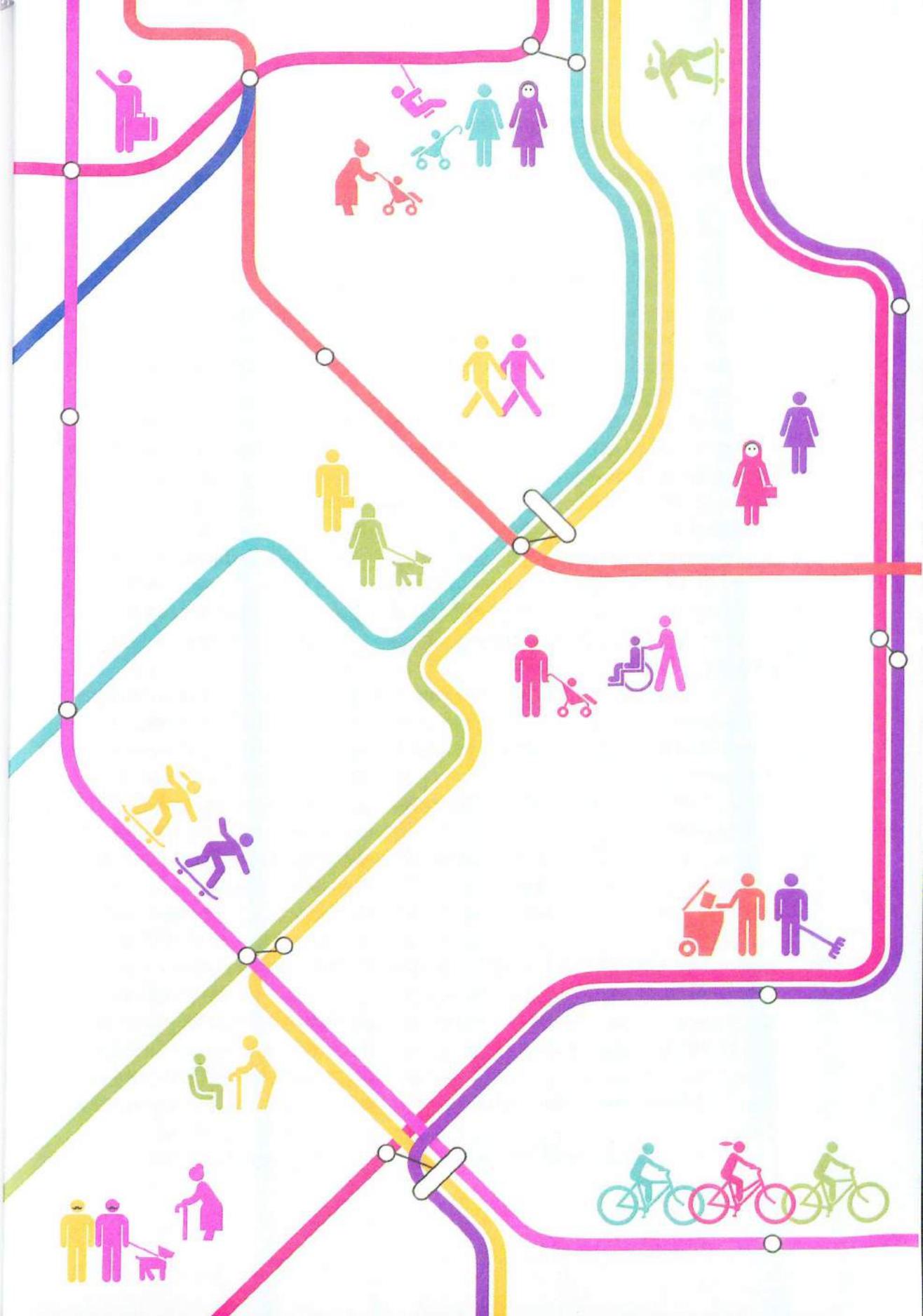
Aus der späten Erkenntnis „Wir sind ein Einwanderungsland“ werden bis heute kaum Konsequenzen gezogen. Das sieht man schon daran, dass unausgesprochen nach wie vor der Blick auf die Einwanderer selbst dominiert – also die so genannte erste Generation, obwohl die meisten der „Gastarbeiter“ längst das Rentenalter erreicht haben. Zentral für die Frage der weiteren Entwicklung als Einwanderungsgesellschaft sind aber die zweite und dritte Generation, also die in Europa geborenen Kinder und Enkel der Einwanderer.

Wir werden in diesem Buch aufzeigen, dass die Kinder der Einwanderer gesellschaftlich schon längst viel erfolgreicher sind, als es die Integrationsdebatte bisher wahrzunehmen bereit ist. Dieser Erfolg aber ist hart erkämpft und das wirft die Debatte um Integration auf die „Mehrheitsgesellschaft“ zurück. Die Themen, mit denen die Skeptiker der multikulturellen Wirklichkeit vor allem in unseren Städten immer wieder aufwarten – die Gleichstellung von Mann und Frau, das Selbstbestimmungsrecht in Sachen Sexualität, die Frage der freien Partnerwahl –, werden auch und vehement in der zweiten Generation diskutiert, aber es geht auch um das Recht auf Bildung und Zugang zu den Universitäten und auf eine berufliche Karriere ohne ethnische oder religiöse Diskriminierung.

Wir werden in diesem Buch auch zeigen, dass die zweite Generation die oben genannten progressiven Werte aktiv vertritt – wenn sie die Chance zum sozialen Aufstieg bekommt und wenn Integration nicht implizit oder explizit als Zwang zur Anpassung formuliert wird. Chancengleichheit ist eine der zentralen Grundlagen für eine starke, sichtbare und nachhaltige Emanzipationsbewegung innerhalb der zweiten Generation.

Die zentrale Frage ist darum: Unter welchen Umständen kann sich die zweite Generation am wirkungsvollsten entfalten? Welche Bedingungen und Voraussetzungen im Bildungssystem, aber auch beim Einstieg in eine berufliche Karriere gewähren ein bestmögliches Umfeld für den sozialen Aufstieg gegenüber den begrenzten Möglichkeiten der Eltern? Umgekehrt ist zu fragen, welche langfristigen Folgen zu erwarten sind, wenn der soziale Aufstieg und die Emanzipation in der zweiten Generation *nicht* erfolgen oder gar aktiv behindert werden?

Wir werden diese Fragen näher betrachten mit Hilfe von Ergebnissen der größten Vergleichsstudie, die in Europa unter Angehörigen der zweiten Generation bisher durchgeführt wurde. An der TIES-Studie waren renommierte Forschungsinstitute in acht Ländern beteiligt und es wurden beinahe zehntausend junge Erwachsene im Alter zwischen 18 und 35 Jahren in fünfzehn europäischen Städten sehr ausführlich befragt. Im Unterschied zu den meisten nationalen Untersuchungen, die möglichst viele Einwanderergruppen befragen, konzentriert sich die TIES-



Studie auf die Nachkommen von Einwanderern aus der Türkei, aus Marokko und aus dem ehemaligen Jugoslawien und hat auch eine Vergleichsgruppe ohne elterlichen Migrationshintergrund dabei. Alle Befragten der Studie sind in Europa geboren. Durch diesen länder- und städtevergleichenden Ansatz kann die Studie neben dem kulturellen und sozialen Hintergrund der Interviewpartner auch die strukturellen und institutionellen Voraussetzungen in den verschiedenen Ländern und Städten mit einbeziehen.¹ Die Unterschiede zwischen den europäischen Ländern sind in dieser Frage beeindruckend. Die zahlreichen positiven Beispiele zeigen aber vor allem, dass Erfolge möglich sind und durch richtige Entscheidungen und Maßnahmen zum Beispiel auf den Gebieten Bildung, Arbeitsmarkt und Wohnungsbau gefördert werden können.

Wir richten in diesem Buch den Blick insbesondere auf die Nachkommen von Einwanderern aus der Türkei, weil sich diese für den internationalen Vergleich am besten eignen: Mit mehr als vier Millionen Menschen ist die türkische Diaspora die größte im westlichen Europa. Sie ist in beinahe allen westeuropäischen Ländern nördlich des Mittelmeerraums in substanzieller Größe zu finden, von Schweden bis nach Frankreich. Angeworben vor allem in Dörfern und Kleinstädten in Zentralanatolien, an der Schwarzmeerküste und an der Ägäis landete die Elterngeneration bei Volvo in Stockholm ebenso wie in Minen und Stahlwerken in Frankreich, im Ruhrgebiet und in Belgien, in den Schiffswerften von Rotterdam und Hamburg und in Fabriken in Berlin und Amsterdam.

In all diesen Städten wurden die Kinder dieser Arbeiter in eine sehr ähnliche Ausgangslage hineingeboren: Das Gros der Eltern verfügte über nur wenige Jahre Schulbildung, sie arbeiteten größtenteils in unqualifizierten Jobs – oft auch beide Elternteile – und sie wollten ursprünglich nur wenige Jahre bleiben. Aufgrund der hohen Vergleichbarkeit dieser beinahe experimentellen Ausgangslage verweist die *heutige* Situation der türkischen zweiten Generation direkt auf die langfristigen Wirkungen des jeweiligen, in der Summe sehr unterschiedlichen Umgangs mit dem Thema Gastarbeiter-Migration in den einzelnen Aufnahmeländern.

Zwei Themen dominieren die Integrationsdebatte in Europa und sie stehen deshalb auch in diesem Buch zentral: erstens, die Frage der so genannten „strukturellen Integration“, vor allem im Hinblick auf das Bildungswesen und den Arbeitsmarkt. Es geht dabei um die aktuelle sozial-wirtschaftliche Lage der zweiten Generation, aber auch um die langfristigen Folgen von gelungenen und weniger günstigen Entwicklungen. Die zweite zentrale Frage beschäftigt sich mit der so genannten „sozial-kulturellen Integration“: Wie stark fühlen sich die jungen Erwachsenen der zweiten Generation mit der Gesellschaft, in der sie leben, verbunden? Wie sieht das mit den sozialen

¹ Für Details zu den ausführenden Instituten, den Methoden und vielen weiteren Ergebnissen siehe www.TIESproject.eu.

Beziehungen in den immer diverser werdenden Städten aus und welche Sichtweisen auf interethnische und interreligiöse Beziehungen herrschen vor?

Die Antworten auf diese Fragen bringen uns zu einer weiteren zentralen Frage in diesem Buch: Wie stellen wir uns insbesondere die städtische Gesellschaft der nahen Zukunft vor und mit welchen Begriffen und Konzepten kann sie adäquat erfasst werden?

S-Bahnlinie 31

Die Hamburger S-Bahnlinie 31 verbindet den Süden der Stadt mit dem Zentrum und ihren Szenevierteln Schanze und Ottensen in Altona. Auf dem Bahnsteig im Bahnhof „Harburg Rathaus“ treffen sich Familien aus der eher ländlich geprägten Umgebung auf dem Weg zur großen Kirmes in Sankt Pauli mit einer Gruppe Arabisch sprechender junger Männer, Studierende der Technischen Universität auf dem Weg zur Zentrumsmoschee in der Nähe des Hauptbahnhofs. Noch ein Stück weiter telefoniert eine junge Frau mit grünem Kopftuch, schwarzer Jacke über Rock und Jeans und hochhackigen Schuhen, sie hat sich ihr Smartphone so geschickt unter das Kopftuch gesteckt, dass sie es nicht festhalten muss. In der S-Bahn kann man hören, dass das Arabisch der jungen Männer mit deutschen Worten durchsetzt ist, manchen scheint das Deutsche leichter zu fallen als das Arabische, obwohl ein bestimmter Akzent unüberhörbar ist. An den Stationen „Wilhelmsburg“ und „Veddel“ füllt sich die S-Bahn deutlich, jetzt ist auch Russisch und Polnisch zu hören, es sind viele Menschen mit dunkler Hautfarbe dabei. Eine Gruppe von Zehnjährigen – die meisten von ihnen sicher КМН, „Kinder mit Migrationshintergrund“ – unterhält sich lautstark auf „Akzentfreideutsch“ über ihr Fußballtraining. Dann hält die S-Bahn in der Station „City Süd“, es steigen vor allem Menschen in Anzügen ein, aber auch junge und ältere Menschen in Weiterbildungsmaßnahmen der Arbeitsagentur. Am Hauptbahnhof werden die Fahrgäste einmal fast komplett ausgetauscht, nur die junge Frau mit dem Smartphone bleibt, ebenso wie eine afrikanische Mutter mit ihrem quirligen Sohn. Dafür kommen jetzt Touristen hinzu, einige Studierende der Universität, die schon am nächsten Bahnhof wieder aussteigen, und eine Gruppe von jungen Leuten, die einer Versicherungswerbung entstieg sein könnten: einmal quer durch die Hautfarben und Typen, aber alle hip und cool. Sie sprechen Englisch miteinander, einige aber mit deutlichem deutschem Akzent. Wie erwartet steigen sie „Sternschanze“ aus, dafür kommen einige Mitglieder der autonomen Szene dazu. Am Bahnhof „Altona“ müssen alle aussteigen und verteilen sich in alle Richtungen, einige fahren weiter in die die nach Westen hin immer bürgerlicher und „weißer“ werdenden Elbvororte.

Die Reise in der S-Bahnlinie 31 von Harburg über Wilhelmsburg/Veddel zum Hauptbahnhof und weiter zum Bahnhof Altona macht bei jedem Halt aufs Neue eine städtische Diversität sichtbar, die weit über das hinaus geht, was die meisten europäischen Städte noch vor wenigen Jahrzehnten gekannt haben. Diese Vielfalt hat mit der alten Idee von „Multikulti“ nicht mehr viel zu tun, weil es nicht mehr nur um „noch mehr“ verschiedene Nationalitäten und Sprachen geht, sondern um Verschränkungen, Interferenzen und Uneindeutigkeiten. Was haben ein türkischer Gastarbeiter im Ruhestand und die Tochter eines kurdischen Vaters mit einer deutschen Mutter gemeinsam – außer dass möglicherweise beide einen türkischen Pass besitzen? Aufenthaltstitel, Konfession, politische Überzeugung, sexuelle Orientierung, Alter, Bildungsgrad, Beruf, Wohnort, Familie – in der heutigen europäischen Großstadt treffen so viele relevante Kategorien aufeinander, dass der amerikanische Ethnologe Steven Vertovec von *superdiversity* spricht, also von „Supervielfalt“. Er ist Direktor des Max-Planck-Instituts für multireligiöse und multiethnische Gesellschaften in Göttingen.

Auch wenn die Idee kultureller Gleichförmigkeit schon zur Zeit der Industrialisierung, also dem Moment des Entstehens der Großstadt im heutigen Sinne, die demographische Wirklichkeit nicht adäquat erfasst hat, kann in Europa von einer neuen Vielfalt gesprochen werden – einer Vielfalt, die auch die Position der bisherigen „deutschen Mehrheitsgesellschaft“ grundlegend verändern wird. Viele Metropolen in „klassischen“ Einwanderungsgesellschaften haben diese demographische Entwicklung schon vor einiger Zeit vollzogen, sie wurden zu so genannten *majority minority-Städten*. Das soll heißen, dass in ihnen keine einzelne in ethnischen Kategorien benennbare Bevölkerungsgruppe mehr die absolute Mehrheit stellt. Nun sind Städte wie New York, São Paulo, Toronto oder Sydney erst durch Einwanderung entstanden und haben es daher eigentlich nie anders gekannt. Trotzdem hinkt der Vergleich nicht: Nach den letzten offiziellen Zahlen von Januar 2012 stellen zum Beispiel in Amsterdam die Personen mit „niederländischer Herkunft“ nur noch gut 49 Prozent der Bevölkerung. Die andere Hälfte setzt sich zusammen aus Menschen, die aus nicht weniger als 176 verschiedenen Ländern kommen – noch operiert die Bevölkerungsstatistik mit diesen Kategorien. Auch in Frankfurt am Main wohnen Menschen aus über 170 Ländern, der Anteil derjenigen mit erfasstem „Migrationshintergrund“ beträgt annähernd 40 Prozent. Diese Tendenz ist in allen europäischen Großstädten stark steigend – und ein Blick in die Schulen zeigt, wohin die demographische Reise geht: Die „Mehrheitsgesellschaft“ hat den Status der tatsächlichen Mehrheit nur noch im Lehrerzimmer. Die große Frage ist, ob diese Entwicklung wirklich zu fürchten ist.

Integration in einer Stadt von Minderheiten

Das Bild der S-Bahnlinie 31 macht vor allem deutlich, dass an die Stelle der bisherigen ethno-national benannten Mehrheit – „die Deutschen“ – keine neue Mehrheit treten wird. Die so genannten „Migranten“ oder „Ausländer“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ oder „neuen Deutschen“ bilden zusammen keine Einheit. Der kulturelle und soziale Abstand ist selbst innerhalb *einer* ethno-nationalen Herkunftsgruppe oftmals größer als über die einzelnen Gruppen hinweg – so wie auch „die Deutschen“ sich kaum über einen Kamm scheren lassen. Ethnische Unterscheidungslinien werden immer noch eine Rolle spielen, aber in immer weniger Situationen, statt dessen geht es zum Beispiel um sozialen Status, oder auch um Alter oder Beruf oder den Glauben. In einer „mehrheitlich Minderheiten-Stadt“ haben unsere gängigen Vorstellungen darüber, wer sich wo zu integrieren hat – was überhaupt Integration heißen kann – keine Gültigkeit mehr. Wenn es keine ethnische Mehrheit mehr gibt, müssen sich alle irgendwie anpassen. Die neue Norm heißt Vielfalt – und Gemeinsamkeit in Unterschiedlichkeit.

Dies erfordert allerdings das vielleicht größte Umdenken unserer Zeit. Wir sehen schon jetzt, wie Mitglieder der alten Mehrheiten in den verschiedenen europäischen Städten um ihren dominanten Status kämpfen und Widerstand leisten wollen gegen eine demographische Entwicklung, die nicht aufzuhalten ist. Die beinahe messianische Verehrung für Thilo Sarrazin und seine vergeblichen Thesen, der Aufwind für antiislamische oder rechtspopulistische Parteien und Tendenzen auch und gerade unter den Bürgerlichen und „Wohlinformierten“ – angesichts der demographischen Entwicklung ist es vor allem ein Stemma gegen die Erkenntnis der Unvermeidbarkeit.

Wie soll man sich nun die Idee einer *gegenseitigen* Anpassung – jede/r muss sich an jede/n anpassen – konkret vorstellen? Schauen wir uns dafür einen Ort an, an dem die neue großstädtische „Supervielfalt“ bereits Realität ist: die Grundschulen. Das Gros der Grundschulen einer willkürlich ausgewählten westeuropäischen Stadt hat kaum noch etwas gemein mit den Schulklassen von vor dreißig oder vierzig Jahren. Nur in den bürgerlich geprägten Stadtvierteln gibt es noch Schulen, in denen Kinder aus Familien der alten Mehrheiten tatsächlich noch in der Mehrheit sind. In den innerstädtischen ehemaligen Arbeiterquartieren und den Großbausiedlungen am Stadtrand sind sie schon lange eine Minderheit. In einer superdiversen Schulklasse müssen sich *alle* Kinder „integrieren“ – im Sinne von zurechtfinden, also soziale Kontakte aufzubauen, einen Platz für sich zu finden. Diese Herausforderung kann in einem so heterogenen Umfeld nur erfolgreich meistern, wer sich nicht um die ethnische Herkunft sorgt. Natürlich spielt die Kultur der Familie auch in Grundschulen eine Rolle – dazu ist der gesellschaftliche und familiäre Diskurs zu präsent – aber sie ist nur ein Aspekt unter vielen anderen.

Das Gute ist: Diese Form der „Integration“ fällt den Kindern alles andere als schwer.

Ein anderes Beispiel: Viele Studierende der großstädtischen Universitäten kommen „vom Lande“, also aus einem Dorf oder einer kleinen Stadt. Wenn sie in die Großstadt ziehen, suchen sie ein Zimmer oder eine Wohnung in den Vierteln, wo billiger Wohnraum zu finden ist. In diesen Vierteln wohnen und arbeiten aber in der Regel auch viele Einwanderer und ihre Kinder oder Enkel. Und hier stellt sich sehr schnell die Frage, wer eigentlich „einheimisch“ ist. Die Studierenden vom Land müssen eine weitaus größere Integrationsleistung vollbringen als diejenigen, die in der Stadt, ja vielleicht sogar im Viertel bereits geboren und aufgewachsen sind – mehrheitlich Migrantenkinder. Die letzteren verfügen bereits über ein großes lokales Netzwerk von Freunden und Familie, das sich die Neuankömmlinge aus der Provinz erst aufbauen müssen – wenn sie denn überhaupt so lange dort wohnen bleiben: Nicht wenige Neuankömmlinge von außerhalb ziehen innerhalb weniger Jahre wieder um, sie wechseln das Wohnviertel oder gar den Wohnort mehrmals in ihrem Studium und in den ersten Berufsjahren.

Die Gegenüberstellung von „alteingesessenen Einheimischen“ und „eingewanderten Neuankömmlingen“ hat in den großen Städten ihre Berechtigung nicht verloren – aber unsere gängigen Vorstellungen davon sind überholt. Wie wir in diesem Buch zeigen werden, ist die zweite Generation immer häufiger die Gruppe mit dem engsten biographischen Bezug zur Stadt und zum Stadtteil. Die Nachkommen der Einwanderer der 60er und 70er Jahre haben sich seit ihren Kindertagen die Stadt erobert. In jungen Jahren spielen zurzeit noch vor allem die Jungs Fußball auf den Plätzen des jeweiligen Stadtviertels, die jungen Mädchen gehören in den Bücherhallen neben der älteren Bevölkerung zu den treuesten Besuchern. In der Pubertät erweitern Jungen und Mädchen ihren Horizont, sie beginnen Geld zu verdienen in den Supermärkten oder tragen Zeitungen aus oder flitzen als Pizzakuriere durch die Stadt. Sie entdecken das Nachtleben und die Einkaufsmeilen der Innenstadt. Statistisch gesehen wechselt eine Stadt wie Hamburg ihre Bevölkerung alle zehn Jahre einmal komplett aus. Angesichts der heutigen Mobilität und der ständigen Zu- und Wegzüge in den großen Städten sind Einwandererfamilien nicht selten diejenigen mit der größten Wohnkontinuität.

Vorbild New York: Die zweite und dritte Generation erbt die Stadt

Die amerikanischen Wissenschaftler Phil Kasinitz, John Mollenkopf, Mary Waters und Jennifer Holdaway wählten für ihr 2008 erschienenes Buch über die Kinder und Enkel der Einwanderer in New York den prägnanten Titel: *Inheriting the City* („Die Stadt erben“). Die New Yorker haben sich längst daran gewöhnt, dass sich die Zusammensetzung der Bevölkerung in ihren Wohnvierteln in hohem Tempo ändert. Leute unterschiedlichster Herkunft treffen sie in ihrem Wohnhaus und auf der Straße, in der U-Bahn und am Arbeitsplatz. Diese Vielfalt macht den dynamischen Charakter der Stadt aus, für die New Yorker ist dies Teil des Selbstverständnisses. Jede Einwanderergruppe hat der Stadt einen neuen Essensgeruch, eine neue Hautfarbe und eine neue Identität hinterlassen.

Das bedeutet nicht, dass in der Geschichte der amerikanischen Städte die alten Mehrheiten, also die protestantischen „Angelsachsen“ ihre vormalig dominante Position ohne Widerstand aufgegeben hätten, als neue Immigranten auftauchten. Die Deutschen in Philadelphia oder die katholischen Iren in Boston wurden am Anfang des 20. Jahrhunderts durchaus als Bedrohung erfahren. Osteuropäische Juden wurden lange Zeit von öffentlichen Ämtern ferngehalten und der Zugang auf die Elite-Universitäten Harvard und Princeton war ihnen verwehrt. Judentum und Katholizismus wurden erst nach langem Kampf Teil des *American Mainstreams*, der katholische Ire John F. Kennedy war als Präsident vor fünfzig Jahren beinahe so eine Sensation wie Barack Obama als der erste schwarze Amtsträger heute.

Die dynamische Vielfalt von New York gibt uns Europäern die Möglichkeit, einen interessanten Blick in die Zukunft zu werfen. Mit rasantem Tempo entwickeln sich Städte wie Amsterdam, London, Paris, Frankfurt, Madrid oder Brüssel in dieselbe Richtung. Mit ihrem viel stärkeren Wohlfahrts- und Sozialstaat werden die europäischen Städte allerdings eine ganz eigene Variante des amerikanischen Modells entfalten. Gleichzeitig fehlt in den europäischen Städten noch die gelassene und offene Haltung ihren Migranten gegenüber – eine Haltung, die in Amerika zumindest intellektuell zum guten Ton gehört. Das stärkere staatliche Engagement in Europa bietet der zweiten Generation viele Chancen, aber in soziokultureller Hinsicht werden die zweite und selbst die dritte Generation in vielen europäischen Städten noch als „Migranten“ abgestempelt – undenkbar in erfahreneren Einwanderungsländern wie den USA, Brasilien oder Australien. „Wann muss ich nicht mehr damit rechnen“, fragt die in Deutschland geborene Miyesser Ildem, „dass bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mein *Migrationshintergrund* zu meiner Identitätsbestimmung von außen gehört?“ (Ildem 2011: 130). So gerne sie es eigentlich möchte: Vor diesem Hintergrund ist die Identifikation mit dem „Deutsch sein“ für die zweite Generation noch immer ambivalent und daher um einiges schwieriger, als es für Migranten-

kinder auf der anderen Seite des Atlantiks ist, sich als „waschechte Amerikaner“ zu fühlen (Schneider 2001; Şenocak 2011).

Eurabien?

Noch einmal: Die demographische Entwicklung ist unumkehrbar. Es stellt sich angesichts des New Yorker Beispiels also die Frage, wer in Europa denn die großen Städte erben wird? Rechtspopulisten in Europa warnen gerne vor einem Zukunftsszenario, in dem „die Muslime“ die europäischen Städte übernehmen und „islamisieren“ werden. Zusammengefasst wird dieses vorgebliche Schreckensbild gerne unter dem Begriff *Eurabien* (Carr 2006; Saunders 2012). In der „eurabischen“ Gedankenwelt entsteht die potenzielle Zeitbombe vor allem aus der Kombination der Entstehung einer neuen ethnisch-religiös bestimmten Unterklasse mit dem Islam, ein zentrales Element auch in den Untergangsszenarien von Thilo Sarrazin. Im antiislamistischen Diskurs ist die Vorstellung von arbeitslosen und kriminellen Jugendlichen in parallelgesellschaftlichen großstädtischen Ghettos eng mit Bildern von Hinterhof-Haspredigern mit dem Koran in der Hand verbunden. Dank der höheren Geburtenrate unter Einwanderern im Allgemeinen und Muslimen im Besonderen sei es nur eine Frage der Zeit, dass unterschichtsangehörige Muslime die Bevölkerungsmehrheit übernehmen und damit die „autochthone Bevölkerung“ zur Minderheit im eigenen Land machen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass dieses Szenario eintritt, ist in Wirklichkeit sehr gering, weil sich die Geburtenraten bei den Kindern der Einwanderer bisher noch überall sehr schnell denen der schon ansässigen Bevölkerung angepasst haben (Saunders 2012: 63ff.) – aber darauf kommt es in dem Schreckensszenario auch gar nicht an. Ähnliche Vorstellungen gab es immer wieder und überall in Bezug auf Einwanderer, aber auch auf die Unterschichten. Sie lagen nicht zuletzt auch den eugenischen Programmen der Nationalsozialisten gegen „Asoziale“ und „Zigeuner“ zugrunde (Hauschild 1995). Hintergrund des Szenarios ist seine Funktion für das, was die Wissenschaft „Identitätspolitik“ nennt, also der Versuch, das Eigene durch Abgrenzung von einem „Anderen“ zu definieren und zu beschreiben. Kategorien von „Selbst“ und „Anderen“ oder „eigen“ und „fremd“ beruhen immer auf groben Vereinfachungen und einer diskursiven Überhöhung der Andersheit. In der Gegenüberstellung von „Christen“ und „Muslimen“ etwa spielt die tatsächliche religiöse Praxis keine Rolle und mögliche Gemeinsamkeiten – zum Beispiel die gemeinsamen historischen Wurzeln und der Bezug auf denselben Gott – werden negiert und ausgeblendet. Keine Rolle spielt auch, ob all die Individuen, die der jeweiligen Kategorie zugeschrieben werden, sich selbst überhaupt dort verorten.

Die Frage des Umgangs mit kultureller und zunehmend auch mit religiöser Vielfalt hat die klassische Konfrontation zwischen Rechts und Links in Europa untergraben, nicht wenige bekannte islam- und einwanderungskritische Intellektuelle kommen aus dem linken bzw. dem links-feministischen Lager, zum Beispiel Oriana Fallaci in Italien, Alain Finkielkraut in Frankreich und Pim Fortuyn in den Niederlanden. Auch in Deutschland ist der Antiislamismus erst mit Personen wie Ralph Giordano, Thilo Sarrazin oder Alice Schwarzer im Mainstream-Diskurs hoffähig geworden, die keine direkten Verbindungen in das etablierte rechtspopulistische Lager haben. Die diskursiven Verbindungen zu diesem Lager sind aber sehr deutlich (Bahners 2011). Erleichtert wurde dieses „Verschwimmen“ der politischen Grenzen sicherlich dadurch, dass eigentlich traditionell progressive emanzipatorische Themen wie die Gleichstellung von Frauen und die Rechte von Homosexuellen inzwischen gesellschaftlich so breiter Konsens sind, dass sie für die Abgrenzung von Linken gegenüber Konservativen kaum mehr taugen – auch wenn die historisch geradezu plötzliche Umarmung von Homosexualität und Frauenrechten durch die Konservativen nach wie vor befremdlich erscheint und einer österreichischen Migrationsforscherin die sarkastische Bemerkung entlockte, dass mit dem Islam „wir jetzt alle Feministen geworden sind“ (Herzog-Punzenberger 2011: 66).

Das Paradox der Integrationsdebatte

Die unmittelbar bevorstehende oder bereits vollzogene demographische Wende in den europäischen Städten hin zur „klassischen“ Einwanderungsgesellschaft fällt zusammen mit einem Zuwachs bei den rechtspopulistischen Parteien in Europa und einer abnehmenden Akzeptanz von „Multikulti“ im diskursiven Mainstream. Dies hat zur Folge, dass die gesellschaftliche Realität in der Integrationsdebatte immer weniger abgebildet und daher auch nicht diskutiert wird.

Die Abkehr der öffentlichen Debatte von der gesellschaftlichen Entwicklung wird von mehreren Schimären befeuert: Die erste ist, dass es zwei klar benennbare Seiten gäbe, also Einwanderergruppen auf der einen Seite, die sich in „die Gesellschaft“ auf der anderen Seite integrieren sollen/können/müssen. „Die Gesellschaft“ besteht aus einer so unübersehbaren Vielfalt an sozialen Lagen, Milieus, Lebensstilen und Kulturen, dass sich die Frage geradezu aufdrängt, welche davon denn „legitime Integrationsziele“ darstellen: nur deutsches Bildungsbürgertum oder auch das klassische Arbeitermilieu? Die Schwulenszene, die rechtsradikale Szene oder der Kleingartenverein?

Eine zweite Schimäre ist, dass kulturelle Zugehörigkeit oder Identitäten auf dem Entweder-oder-Prinzip beruhen würden. Besonders deutlich wird dies in der noch

immer weit verbreiteten Ablehnung der doppelten Staatsbürgerschaft, aber auch im alltagskulturellen Bereich können viele ihr Erstaunen nicht verbergen, wenn z.B. der strenggläubige Muslim akzentfrei Deutsch spricht und einen Dokortitel trägt. Oder wenn die junge Kollegin, deren türkische Wurzeln nur an ihrem Namen erkennbar zu sein scheinen, dann doch lieber einen „Türken“ heiratet.

Eine dritte Schimäre ist, dass die zahlreichen Kinder von muslimischen Eltern einfach nur eine Vervielfältigung dieser Eltern darstellen würden. Nicht vorgesehen ist in dem oben genannten Schreckensbild der Geburtenraten unter Muslimen und in Unterschichten, dass Kinder von Einwanderern mit geringer formaler Bildung sehr gute Bildungsabschlüsse und sehr gut bezahlte Jobs erreichen können, dass sie den Glauben ihrer Eltern gar nicht oder in stark veränderter Form übernehmen oder leben können, dass es neben dem Elternhaus auch eine Prägung durch die Schule, die Medien, die Freunde und das Aufwachsen in einer säkularen, konsumorientierten und global vernetzten Stadtgesellschaft gibt, dass auch die Kinder von Einwanderern gerne reisen und neben dem Heimatland ihrer Eltern noch andere Teile der Welt kennen lernen möchten – und noch vieles mehr.

Deshalb ist es nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn hier einerseits die Vision von „Eurabien“ als realitätsfernes ideologisches Konstrukt entlarvt, andererseits aber die demographische Wende zur Supervielfalt als Faktum und Grundlage für die weiteren Ausführungen festgestellt wird. Erstens geht es eben nicht um eine neue Mehrheit, die die Gesellschaft dominieren wird, sondern das Verschwinden der Mehrheitsgesellschaft „alten Stils“. Zweitens führt die demographische Wende zwar zu kulturellen Veränderungen – wie auch weltweite Wanderungsbewegungen an sich, die globale Verbreitung von Coca-Cola und Hollywood-Kino oder das Computer-Zeitalter – aber eben gerade *nicht* dazu, dass „Deutschland sich abschafft“ (was auch immer das sein soll) – im Gegenteil. Das Beispiel von erfahrenen Einwanderungsstädten wie New York oder São Paulo zeigt, dass lokale Identitäten unabhängig von der Migrationsgeschichte der Eltern oder der Herkunftskultur und *parallel* zu ethnischen Zugehörigkeitsgefühlen bestehen. Auch zentrale Elemente der nationalen Identifikation – zum Beispiel der *American Dream* – werden nicht selten schon von den Einwanderern selbst, sehr häufig von ihren Kindern, spätestens aber von den Enkeln aufgenommen und verinnerlicht.

Die vierte Schimäre ist, dass der Erfolg oder Misserfolg dieses Prozesses etwas mit der „kulturellen Distanz“ zwischen Einwanderern und Aufnahmegesellschaft zu tun habe. Wie gesagt, Identitätenpolitik schert sich nicht um objektive Tatbestände, die behauptete „Andersheit“ ist immer konstruiert und mehr oder weniger an den Haaren herbeigezogen. Die Vernichtung der Juden im Holocaust – die furchtbarste Extremform von „Exklusion“ der Geschichte – richtete sich in Deutschland gegen ein Judentum, das sich in all den Jahrhunderten seiner Präsenz in Mitteleuropa noch

nie so wenig unterschieden und noch nie so stark „deutsch-national“ identifiziert hatte (Craig 1982). Eine erfahrene Einwanderungsgesellschaft würde keinen Moment daran zweifeln, dass sich spätestens die Enkel der angeworbenen Arbeiterinnen und Arbeiter aus der Türkei ohne Einschränkung „deutsch“ fühlen – aber sie erhebt auch einen Anspruch auf die im Lande geborenen Kinder der Einwanderer: „Wer in Brasilien geboren wurde, ist entweder Brasilianer oder ein Verräter“ kursierte in Brasilien als nationalistisches Motto zur selben Zeit, als in Deutschland „das Andere“ in historisch einmaliger Radikalität ausgemerzt werden sollte. Bei aller Vorbildlichkeit in der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in Deutschland: Noch immer tun wir uns schwer damit, Deutschsein republikanisch und nicht „ethnisch“ zu definieren (Schneider 2001).

Welche politischen Konsequenzen hat dies? Von rechts und den so genannten „Islamkritikern“ kommt hier nichts, was einem Abgleich mit der Wirklichkeit standhalten würde. Aber darum geht ja auch gar nicht. Es geht um Abgrenzung und die Verteidigung von Dominanz. Wie schnell dies aber auch den Mainstream-Diskurs infizieren kann, zeigt das Kopftuchverbot für Lehrerinnen mit muslimischem Glauben. Warum wurde nach 9/11 auf einmal ein Kreuzzug gegen das islamische Kopftuch an öffentlichen Schulen geführt, obwohl es schon länger und konfliktfrei kopftuchtragende Lehrerinnen gegeben hatte und wir insgesamt eher ein Problem mit zu wenigen muslimischen Lehrerinnen und Lehrern in den Schulen haben? Die aus dem Konfessionsstreit zwischen Katholiken und Protestanten erwachsene und notwendige Neutralität der Schulen in Religionsfragen wird zunehmend missverstanden als „Freiheit von Religion“ – auch in den Schulen selbst. Es ist von seltsamer Ironie, dass ausgerechnet die Vertreter einer Partei mit dem christlichen Glauben im Namen auf den Laizismus in Frankreich und der Türkei verweisen und negieren, dass die deutsche Verfassung zwar säkular, aber eben nicht laizistisch ist. In ihr ist ein Pluralismus der Glaubensrichtungen und Überzeugungen verankert: Die Kirchen engagieren sich ebenso wie Arbeitgeber und Gewerkschaften und alle im Politikbetrieb etablierten Parteien aktiv und auf vielfältige Weise in der staatlich geförderten politisch-gesellschaftlichen (Meinungs-)Bildung und ihre Studienwerke bekommen Millionenbeträge vom Staat, um Studierende und Promovierende anhand ihrer eigenen Kriterien auszuwählen und zu fördern. Jede Kirche ist wie jede Partei ein so genannter „Tendenzbetrieb“, der nicht neutral sein muss – der Pluralismus und die staatliche Neutralität entstehen im Nebeneinander und in der gegenseitigen Akzeptanz und Toleranz der verschiedenen „Tendenzen“.

Der pluralistische Ansatz war nach den Erfahrungen der NS-Zeit ein weiterer Versuch dafür zu sorgen, dass es einen staatlich garantierten Freiraum für die Vielfalt und Breite der in der Gesellschaft in relevanter Weise repräsentierten Meinungen und Überzeugungen gibt – mit Ausnahme verfassungsfeindlicher Tendenzen. Für

eine immer vielfältiger werdende Gesellschaft ist dieser Ansatz von überraschender Aktualität, weil er – behutsam angewandt – gesellschaftliche Veränderungen aufnehmen kann. Deshalb wurden auch die Parteien der Grünen und der Linken in das System mit einbezogen und gibt es seit kurzem das islamische Studienwerk Avicenna.

Das Kopftuchverbot gegenüber muslimischen Lehrerinnen wird dagegen von den Muslimen im Lande als genau das erkannt, wie es gemeint ist: als einseitige und polemische Absage an „den Islam“ als Teil des Pluralismus des „deutschen Selbst“. Immer wieder deshalb die Frage danach, ob denn nun „der Islam zu Deutschland gehöre“ – schon in der Frage ist die geradezu zwanghafte und wirklichkeitsfremde Beschwörung enthalten, dass dem nicht so sei. Der demographische Wandel lässt dies allerdings zunehmend ins Leere laufen. Unter den Jugendlichen in den großen Städten kann man dies schon beobachten: Welche Möglichkeiten haben „ethnisch deutsche“ Jugendliche, um bei den Jugendlichen anderer Minderheiten eine Anpassung ihrer Kleidervorschriften oder Glaubensvorstellungen zu fordern, wenn sie selbst in den Klassenzimmern oder an den Orten, wo sie ausgehen, nur noch eine Minderheit unter vielen sind? Umgekehrt fragt aber auch kaum jemand, wie weit die Normen und Werte von jungen Menschen ohne und mit familiärer Migrationsgeschichte überhaupt auseinander liegen.

Forderungen nach mehr Anpassung und „Integration“ wirken aber auch deshalb hohl und heuchlerisch, weil selbst die vollständige Anpassung und die Aufgabe jeglichen religiösen Glaubens nicht dazu führen, als vollwertiges und unbestreitbares Mitglied der so genannten „Mehrheitsgesellschaft“ zu gelten. Da steht mindestens die kulturelle Unterstellung davor, dass eine Person, die aufgrund von äußerlichen Merkmalen wie Hautfarbe, Kopftuch oder dem Namen auch in dritter Generation mehr „Migrationshintergrund“ als Deutschsein zugestanden wird, sich gar nicht vollständig anpassen *kann*. Der tatsächliche und fragwürdige „Ertrag“ dieser Verweigerung des Mainstream-Diskurses gegenüber den demographischen Gegebenheiten ist ein zunehmend genervtes und negatives Gefühl bei den Betroffenen. Und es wird immer noch weiter Porzellan zerschlagen. Die Gesellschaft muss sich fragen, ob und inwieweit junge Männer, die bei Demonstrationen in Deutschland antisemitische Parolen rufen oder von Deutschland aus in den Heiligen Krieg in Syrien oder dem Irak ziehen, nicht auch das Produkt einer fortlaufenden Kränkung und Ausgrenzung sind. Auch das hat die Identitätsforschung vielfach belegt: Wenn die einzige gesellschaftlich unhinterfragt zugestandene Rolle der „radikale Salafist“ ist, weil man mit einem türkischen oder arabischen Namen praktisch automatisch ein „Moslem“ ist und als solcher wiederum automatisch eine Bedrohung darstellt, dann wird diese Rolle auch eingenommen.

Lernen vom Blick über die Grenzen

Politische Führungsfiguren, Beamte und Wissenschaftler formulieren ihre Visionen und Ideen über Integration meist innerhalb der nationalen Denkschemata. Was manchmal nur ein paar Kilometer entfernt jenseits der Grenze passiert, wird meist nicht wahrgenommen. Die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen und Ergebnisse ist aber bemerkenswert. Wir werden im folgenden Kapitel aufzeigen, wie sich Unterschiede im Bildungssystem, aber auch in der Gestaltung des Unterrichts und im Übergang zum Arbeitsmarkt auswirken können.

Ein paar Beispiele: In Stockholm wechseln sechs Mal so viele Kinder aus türkischen Familien von der Grundschule auf das Gymnasium als in Berlin. In beiden Fällen handelt es sich um Gastarbeiterkinder, deren Eltern nur wenige Jahre zur Schule gegangen sind, zum Teil kommen die Familien sogar aus denselben Dörfern oder Landstrichen. In der einen Stadt erhalten sie mit dem Abitur die Chance, Ingenieur oder Ärztin zu werden, in der anderen Stadt sind ihre Chancen auf einen höheren Bildungsabschluss praktisch gleich Null.

Die flächendeckende Kinderbetreuung schon für Zweijährige in Frankreich (*École Maternelle*) lässt den sprachlichen Rückstand von Kindern aus Einwandererfamilien schnell verschwinden. Das Thema Sprachförderung ist daher in Frankreich im Gegensatz zu den Niederlanden und Deutschland kaum ein Thema. Auch Schweden bietet für kleine Kinder ab zwei Jahren kostenlose Kinderbetreuung an.

Hinzu kommt, dass in Schweden die Hausarbeiten fast vollständig in der Schule erledigt werden können, das macht die Schülerinnen und Schüler weitgehend unabhängig vom Bildungsstand ihrer Eltern. In Schweden und Frankreich findet zudem der Übergang in die weiterführende Schulen erst im Alter von fünfzehn Jahren statt, die Kinder verbringen im Schnitt zwölf Jahre in heterogenen Lernmilieus – also gute und weniger gute Schülerinnen und Schüler zusammen. In Deutschland und Österreich waren es bei unseren Befragten mit türkischem Hintergrund wegen der schlechten Versorgungslage mit Kindergartenplätzen im Durchschnitt nur fünf Jahre.

Dies alles sorgt dafür, dass Frankreich und Schweden bei den Bildungsabschlüssen der türkischen zweiten Generation im europäischen Vergleich eine weitaus positivere Bilanz aufweisen können als die anderen Länder. Auch die Niederlande schneiden im internationalem Vergleich vergleichsweise gut ab, weil dort zwar relativ früh – mit zwölf Jahren – nach Leistungsniveaus getrennt wird, es aber absolut normal und gängig ist, verschiedene Abschlüsse zu kombinieren („zu stapeln“), dem Hauptschulabschluss also den Realschulabschluss, das Fachabitur und die Fachhochschulreife folgen zu lassen – und sich damit letztendlich sogar die Chance auf ein vollwertiges akademisches Studium zu erarbeiten. Das ist in anderen Ländern nur begrenzt möglich oder die vorhandenen Möglichkeiten werden kaum in dieser Form genutzt.

Die türkische zweite Generation in den Niederlanden erreicht nicht die Ergebnisse von Schweden oder Frankreich, wo beinahe 40 Prozent unserer türkischen Respondenten studiert haben, aber es sind doch deutlich mehr als in Deutschland, Österreich oder der Schweiz.

Die Schweiz war unter den Befragten der Studie wiederum besonders erfolgreich darin, den Übergang in den Arbeitsmarkt und insbesondere in eine Ausbildung zu gewährleisten. Mit Hilfe von verschiedenen gezielten Angeboten – aber natürlich auch Dank einer extrem niedrigen Arbeitslosigkeit – gelangen hier selbst bei Hauptschulabsolventen Vermittlungsquoten, die weit über denen in den Niederlanden, Deutschland oder Österreich lagen.

Die acht untersuchten europäischen Länder hatten im Untersuchungszeitraum alle sehr unterschiedliche Herangehensweisen, die in der Praxis zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen in verschiedenen Bereichen geführt haben – mit konkreten Auswirkungen auf die Lebensgestaltung der jungen Leute und ihre spätere Position in der Gesellschaft. Der Blick der internationalen Vergleichsstudie TIES über die Grenzen hinweg bietet die Möglichkeit, die Integrationsdebatte auf das Gelingen und konkret messbare Erfolge zu lenken – ein wichtiger gedanklicher Ausgangspunkt. Dazu gehört auch, sich stärker der schnell wachsenden Gruppe der *Erfolgreichen* in der zweiten Generation zuzuwenden. In Europa studiert jedes fünfte Kind von Einwanderern aus der Türkei an einer Hochschule. Viele sind sogar schon weiter und haben sich in gut dotierte Jobs vorgearbeitet. Und die Erfolgreichen kennen den Schlüssel zum Erfolg.

Interessant und faszinierend sind hier im Besonderen die hoch qualifizierten Frauen der türkischen zweiten Generation. Sie stehen an der Wiege einer enormen sozial-wirtschaftlichen und sozial-kulturellen Emanzipation in der zweiten Generation. Die größte soziale Mobilität findet in den türkischen Familien zwischen Mutter und Tochter statt. Gleichzeitig ist der Effekt hier auch am stärksten. Je besser qualifiziert die jungen Frauen das Bildungssystem verlassen, desto schneller und besser finden sie den Weg in den Arbeitsmarkt und desto mehr können sie zum familiären Einkommen beitragen – die entscheidende Eintrittskarte in die Mittelschicht. Nur wenn auch die Frauen arbeiten, kann sich die Familie den Lebensstil der Mittelschicht leisten. Die hoch qualifizierten Frauen stellen aber gleichzeitig auch die traditionelle Rollenverteilung in der ersten Generation in Frage.

Die Basis der erfolgreichen Emanzipation der Töchter von türkischen Einwanderern liegt in der Art und Weise, wie die Städte und Länder den Zugang zu höherer Bildung, den Zugang zum Arbeitsmarkt und die Kinderbetreuung geregelt haben. In einigen Ländern ist dies offenbar gelungen, hier bildet sich bereits eine breite Mittelschicht türkischer Herkunft heraus. In anderen Ländern geschieht dies in viel geringerem Maße, weil der Zugang zu den Universitäten und qualifizierten

Berufsausbildungen – und damit letztendlich in die gut bezahlten Segmente des Arbeitsmarkts – nicht wirklich vor allem aufgrund der individuellen Begabung und Leistungsfähigkeit gewährt wird.

Zukunftsszenarien für die Großstädte Europas

Der französische Politikwissenschaftler Dominique Moïsi schildert in seinem Buch *Kampf der Emotionen. Wie Kulturen der Angst, Demütigung und Hoffnung die Welt-politik bestimmen* (2009) mehrere mögliche Zukunftsszenarien, davon eignen sich zwei in etwas abgeänderter Form für eine Situationsbeschreibung der meisten europäischen Städte. Im „Szenario von Angst und Demütigung“ ziehen sich die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen in einer Stadt immer mehr zurück auf das eigene Umfeld, wodurch sich die Gesellschaft immer stärker auseinanderlebt und polarisiert. Mitglieder der alten Mehrheiten glauben sich bedroht und dieses Gefühl treibt sie in die Arme rechter Populisten. Es ist wichtig hervorzuheben, dass der Rechtspopulismus in Europa vor allem ein bürgerliches Phänomen ist! Gleichzeitig fühlen sich Migranten und ihre Kinder ausgeschlossen, gedemütigt und degradiert zu Bürgern zweiter Klasse. Diesem Schreckensbild steht das „Szenario von Empowerment und Hoffnung“ gegenüber, bei dem die Grenzlinien zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen sich eher verwischen, weil die ethnische Zugehörigkeit für die strukturelle Teilhabe an den Schlüsselbereichen der Gesellschaft (Bildung, Arbeit, Wohnen) nicht relevant ist. In diesem Szenario nimmt die Gleichwertigkeit zu und es entsteht Raum für Emanzipation.

Welche Faktoren fördern nun das Szenario von Empowerment und Hoffnung und welche eher Gefühle von Angst und Demütigung? Wir werden in den folgenden Kapiteln aufzeigen, wie eng die strukturelle Teilhabe der zweiten Generation mit sozial-kulturellen Aspekten verbunden ist. Erste und wichtigste Voraussetzung für das Szenario der Hoffnung sind reale und gleichberechtigte Bildungs- und soziale Aufstiegschancen für Migranten und ihre Kinder. Wir sehen in verschiedenen Untersuchungen, dass die Verknüpfung von persönlichem Ehrgeiz und familiären Ambitionen mit angebotenen realen Chancen oftmals spektakuläre Formen der intergenerationalen Mobilität zwischen den eingewanderten Eltern und ihren Kindern, also von der ersten zur zweiten Generation möglich macht. Junge Frauen, deren Mütter noch Analphabetinnen waren, studieren und werden Ärztin oder Anwältin. In einigen europäischen Städten ist dies schon fast die Regel, in anderen leider eher die Ausnahme.

Die sozial-wirtschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten gehen Hand in Hand mit einer sozial-kulturellen Emanzipation, die sehr häufig zu einer Abkehr von den als beklem-

ment empfundenen Werten und Normen in traditionalistisch orientierten Familien führt. Frauen, die ökonomisch unabhängig sind, lassen sich nicht so leicht an den Herd verbannen. Die allermeisten werden zwar Mütter, aber sie sind nicht mehr „nur Hausfrau“. Ganz anders sieht das aus, wenn den jungen Frauen das Gefühl vermittelt wird, dass sie eigentlich keine Chance haben – zum Beispiel, weil sie ein Kopftuch tragen. Sehr viele junge türkisch-deutsche Frauen mit Hauptschulabschluss tauchen zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt gar nicht auf, sie „verschwinden“ in den Familien und erfahren am Rand der Gesellschaft und in der sozialen Marginalität das Gefühl von sozialer Nicht-Anerkennung und Demütigung.

Eine weitere wichtige Rolle spielt das Maß an signalisierter Offenheit in einer Gesellschaft. Diskriminierungserlebnisse – sei es beim Bewerbungsgespräch, bei der Wohnungssuche oder vor der Tür eines Nachtclubs – treffen die im sozialen Aufstieg begriffene zweite Generation besonders. Diskriminierung ist eine Erfahrung von Demütigung und sie lässt gerade bei den Erfolgreichen in der zweiten Generation Gefühle des Widerstands und des Widerwillens gegen „die Gesellschaft“ entstehen. Warum soll man sich einer Gemeinschaft zugehörig fühlen, die einen fortlaufend ausschließt und erniedrigt?

Ein wichtiger Hinweis darauf, auf welches Szenario sich eine Stadt oder ein Land hinbewegen, ist das Verhältnis der verschiedenen ethnischen Gruppierungen zueinander und welchen Raum sie einander zugestehen. Es gibt in unserer Untersuchung zwei Gruppen, die eindeutig eher dem Szenario der Angst und Erniedrigung zugeordnet werden müssen: Das sind zum einen viele der stark konservativ-religiösen Angehörigen der zweiten Generation, die sich wenig zuhause fühlen. Dieser Gruppe gegenüber stehen die „jungen Populisten“ aus Familien ohne Migrationsgeschichte – sie bilden ein Pendant zur erstgenannten Gruppe, denn die beiden Gruppen weisen verblüffend viele Gemeinsamkeiten auf: Sie fühlen sich nicht zuhause in der multikulturellen Wirklichkeit der Großstadt, beide empfinden ihre eigene Kultur oder Religion als anderen gegenüber überlegen und bleiben am liebsten unter sich. Der Hauptunterschied ist, dass in der zweiten Generation der Anteil dieser Gruppe mit steigendem Bildungsniveau und beruflicher Qualifizierung sinkt, bei den „jungen Populisten“ ist es dagegen umgekehrt. Sie kommen mehrheitlich aus den ethnisch noch wenig gemischten bürgerlichen Stadtteilen und damit aus der urbanen Schicht, die den Großteil der politischen und medialen Eliten stellt.

Die jeweilige Größe dieser beiden Gruppen kann als ein Barometer für die Richtung der beiden oben skizzierten Zukunftsszenarien dienen. Numerisch vorherrschend – und das kann optimistisch stimmen – ist in allen Städten unserer Untersuchung das Szenario von Empowerment und Hoffnung. Ob mit oder ohne türkischem oder anderem ethnischen Hintergrund, die meisten Befragten identifizieren sich mit der Gesellschaft als Ganzes, sie haben auch beste Freunde außerhalb ihrer eigenen

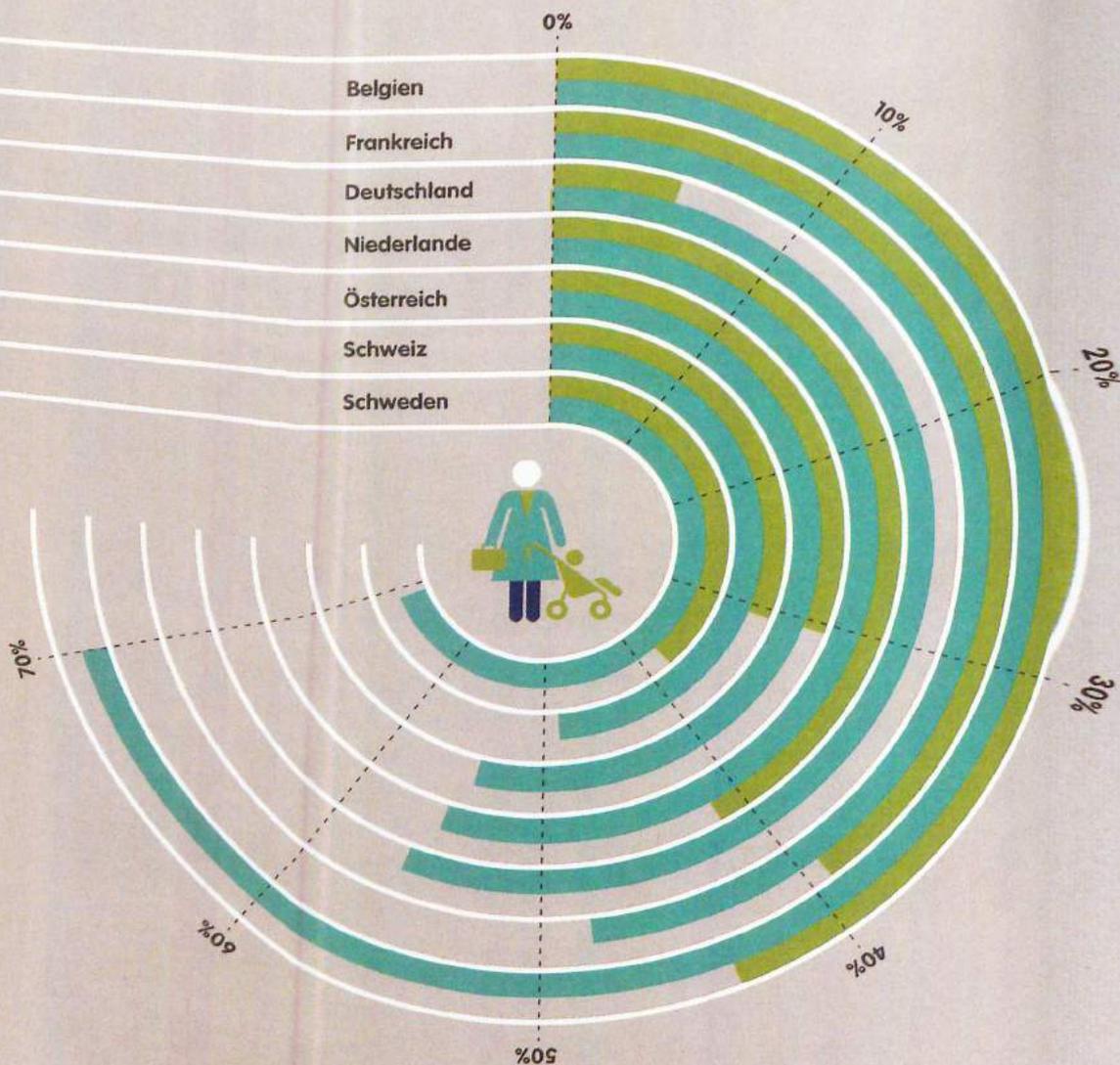
Grafik 1

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern:
Zustimmung zur Aussage „Es ist unnatürlich, wenn Frauen in Führungspositionen
Autorität über Männer ausüben.“ (Angabe in Prozent)



Grafik 2

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern:
Ablehnung der Aussage „Frauen sollten nicht außer Haus arbeiten,
solange kleine Kinder in der Familie sind.“ (Angabe in Prozent)



gering gebildet
hoch gebildet

Hoch gebildete Frauen der türkischen (69%) und marokkanischen (71%) zweiten Generation in den Niederlanden fordern ebenso häufig das Recht der Frauen auf Arbeit wie gut gebildete Frauen mit niederländischem Hintergrund und gering gebildeten Eltern (70%).

ethnischen Gruppe und sehen die interkulturelle Wirklichkeit des Alltags positiv. Allerdings hat hier die zweite Generation eine klare Führungsrolle: Die türkische zweite Generation verfügt in allen Städten über beträchtlich mehr interethnische Freundschaften als die Befragten mit Eltern, die beide in Deutschland geboren sind. Diese aufgeschlossenen und interkulturell orientierten jungen Erwachsenen mit türkischem Hintergrund überbrücken zudem auch noch die im politischen und medialen Diskurs immer wieder als Hürde der Integration beschworene „kulturelle Kluft“ zwischen religiösen Muslimen und der in ihrer großen Mehrheit kaum noch christlichen Mehrheitsgesellschaft. Eine unserer Befragten nannte die zweite Generation deshalb die „Scharnier-Generation“.

Die zweite zahlenmäßig ebenfalls bedeutsame Gruppe sind die jungen Erwachsenen „ohne Migrationshintergrund“, die in gemischten Wohnvierteln wohnen und dort Freundschaften und Kontakte mit Menschen pflegen, die einen anderen ethnischen Hintergrund haben. Sie kennen diese nicht selten aus der Schule oder von der Arbeit.

Die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum (2012) meint, dass interethnische Freundschaften entscheidend sind, wenn in einer Gesellschaft interethnische Konflikte und Diskriminierung verhindert werden sollen. Das filigrane Gewebe von Kontakten in alle möglichen Richtungen im alltäglichen Leben – in der Schule, am Arbeitsplatz und in der Freizeit – fördert die soziale Kohäsion in einer Stadt. In diesem Gewebe entstehen Ideen und Meinungen und werden zwischen Gruppen und Personen ausgetauscht. Vorurteile und Stereotype können in der Praxis überprüft und unter die Lupe genommen werden. Sie werden damit nicht automatisch verhindert, eingefleischte Rassisten oder Antiislamisten sind im Allgemeinen immun gegen Empirie, aber ihre alltägliche Verbreitung und Bedeutung lässt deutlich nach. Von daher haben auch die jungen Menschen, die sich am offensten zeigen für den Austausch und ein Gemeinschaftsgefühl über ethnische und andere Grenzen hinweg, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Herkunft eine Menge Gemeinsamkeiten. Sie haben in fast allen Fragen die progressiveren Überzeugungen, sie propagieren zum Beispiel emanzipatorische Ideen über die Geschlechterrollen und in Sachen Sexualität. Sie treten am lautesten ein für die Trennung von Staat und Religion (auch wenn sie selbst religiös sind) und teilen eine grundsätzliche Offenheit für Neues und den gesellschaftlichen Fortschritt. Hier, in diesem Austausch sowohl zwischen den ethnischen Gruppierungen als auch jenseits jeglicher ethnisch-kultureller Zuordnungen, entsteht eine neue hybride und superdiverse großstädtische Kultur – die „Generation Mix“.

Die Emanzipation als Folge der sozialen Mobilität

Im Zentrum unserer Aufmerksamkeit in diesem Buch steht die gut gebildete zweite Generation. Politiker und Behördenmitarbeiter schauen gerne vor allem auf so genannte „Problemjugendliche“, obwohl es die Erfolgreichen sind, die den Schlüssel für die weitere Entwicklung in Richtung auf das „Szenario von Empowerment und Hoffnung“ in ihren Händen halten. Wo auch immer sie in Europa geboren und aufgewachsen sind, es sind die gut Ausgebildeten mit guten beruflichen Perspektiven in der zweiten Generation, die die Emanzipation der zweiten Generation voranbringen.

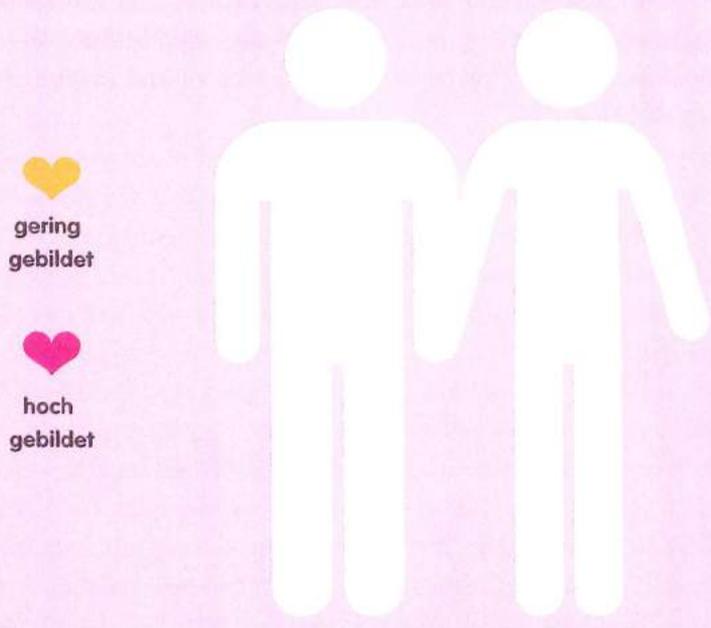
Sie stellen sich zum Beispiel in großer Zahl gegen die Auffassung, dass Frauen mit kleinen Kindern nicht arbeiten sollten – doppelt so häufig wie diejenigen mit geringerer Bildung. Es ist nicht wirklich eine Überraschung, dass vor allem gut ausgebildete Frauen die stärksten Vorkämpferinnen für arbeitende Mütter sind. Siebzig Prozent der türkischen Frauen mit guter Schulbildung, die aus Nichtakademikerfamilien stammen, reklamieren dieses Recht für sich und ihre Geschlechtsgenossinnen – ebenso viele wie bei den sozialen Aufsteigerinnen ohne Migrationsgeschichte. Wenn sie eine gute Schulbildung genossen haben – was in Deutschland leider nur bei sehr wenigen Frauen aus gering gebildeten Elternhäusern der Fall ist –, dann bleibt nur ein kleiner Prozentsatz nach der Gründung der Familie dauerhaft zuhause. Ob sie Familie und Arbeit in Einklang bringen können, hängt dann allerdings auch noch von den Möglichkeiten für Kinderbetreuung und Teilzeitarbeit ab.

Die Kraft und Energie, die der Emanzipationsprozess mit sich bringt, ist der Motor für das „Szenario von Empowerment und Hoffnung“. Wir werden in diesem Buch zeigen, dass in dem Moment, in dem die zweite Generation reelle Chancen auf gute Bildung erhält und fair behandelt wird, eine Entwicklung in Gang kommt, die zu einer starken und sichtbaren Emanzipationsbewegung innerhalb der zweiten Generation und damit der türkischen Community (als Beispiel für viele Einwanderer-Communities) selbst führt. Diese Emanzipation wird eben nicht durch irgendeine Form von Zwang zur Anpassung erreicht, sondern durch die soziale Mobilität im Verhältnis zur Generation der Eltern und Großeltern. In allen Ländern unserer Umfrage unterstützen nicht nur die Frauen progressive Werte wie die Forderung nach Gleichheit von Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Während sich vor allem die wenig gebildeten Männer noch schwer tun mit der Idee, eine weibliche Führungskraft und Vorgesetzte über sich zu haben, ist dies für die gut Gebildeten kein Thema mehr. In den Städten, wo die Emanzipation tatsächlich passiert, wächst die Intoleranz gegenüber der Intoleranz.

Auch mit anderen Fragen und Traditionen, die in gering gebildeten türkischen Familien vielfach noch eine Rolle spielen, bricht die gut ausgebildete zweite Generation. Zum Beispiel bei den Themen Familienehre und Jungfräulichkeit. Während die

Grafik 3

**Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern:
Zustimmung zur Aussage „Es ist akzeptabel, dass eine Frau vor ihrer Ehe
(eine) sexuelle Beziehung(en) hat.“**



In Schweden gibt es nur wenige gering gebildete Türken der zweiten Generation. Zudem haben einige diese Frage nicht beantwortet, die Zahlen sind daher zu klein für Analysen.

Jungfräulichkeit bis zur Ehe in der gering gebildeten zweiten Generation durchaus noch ein Thema ist, verlangen die besser Ausgebildeten immer offener das Recht, über die eigene Sexualität selbst zu bestimmen. In allen Ländern findet zum Beispiel eine klare Mehrheit von ihnen, dass Sex vor der Ehe immer oder unter bestimmten Umständen erlaubt sein muss. In Deutschland, Schweden und der Schweiz sagt die Hälfte, dass dies sogar „unter allen Umständen“ gelten sollte. Dies sind alles junge Menschen, die aus gering gebildeten Gastarbeiterfamilien kommen und mit einem solchen Statement deutlich auf Abstand gehen zu noch vorhandenen traditionalistischen Auffassungen über Sexualität in Teilen der türkischen Community in Westeuropa.

In den Ländern, in denen die Bildungsabschlüsse in der zweiten Generation niedrig bleiben, arbeitet häufig nur der Mann in der Familie. Familien, die nur über ein Einkommen verfügen, kommen aber häufig nur schwer über die Runden. Gut ausgebildete Frauen nehmen dagegen in großer Zahl am Arbeitsmarkt teil und ermöglichen ihren Familien damit den Zugang zu einem Leben der Mittelschicht. Auch darum ist die sozioökonomische Emanzipation der Frauen zentral für das „Szenario von Empowerment und Hoffnung“.

Kapitel 2

Die Emanzipation der zweiten Generation

Durch die Emanzipation der zweiten Generation kann das „Szenario von Empowerment und Hoffnung“ in den Städten Wirklichkeit werden. Zur Illustration dieser Kernbotschaft des Buchs haben wir fünf kurze Filmporträts erstellt, die unter dem Titel „Pathways2Success“ („Wege zum Erfolg“) stehen.

Eigentlich waren diese Filme für den Gebrauch im Unterricht gedacht, aber als sie online gingen (www.elitesproject.eu/educational-kit), wurden auch viele Erwachsene von den Erzählungen in diesen Filmen berührt und inspiriert.

Es kommen fünf junge Menschen zu Wort, die die Energie spürbar machen, die diese Generation von Kindern von Einwanderern hervorbringt und antreibt. Sie inspirieren, weil sie Veränderungsprozesse vorantreiben, die gegen den Strom ihrem Leben eine klare Kontur gegeben haben, und Pioniere sind des „Jetzt“. Dabei leben sie nicht für sich allein, sie alle haben etwas weiterzugeben an die nachkommende Generation und an die Gesellschaften, in denen sie leben und groß geworden sind. Sie zeigen, wie Emanzipation in der Praxis funktioniert. Es sind diese jungen Erwachsenen, die auch die Veränderungen in ihrer Gemeinschaft maßgeblich gestalten. Auf den folgenden Seiten sind gekürzte Transkriptionen der Filmporträts zu finden, die angegebenen QR-Codes ermöglichen auch den direkten Zugang zu den Filmen selbst.

Hamburg



Bilinc Ercan

31 Jahre alt, verteidigte zwei Tage vor dem Interview in ihrer Geburtsstadt Hamburg erfolgreich ihre Doktorarbeit in Fach Jura.

Meine Mutter ist eine Frau, die mir gezeigt hat, dass man als Frau alles erreichen kann.

Meine Mutter ist in einem anatolischen Dorf aufgewachsen, ohne Mutter. Und ihre Brüder waren Lehrer im Dorf. Und meine Mutter war das erste Mädchen in diesem ganzen Dorf, das zur Schule gegangen ist. Ich glaube, das war eine Schule mit 300, 400 Jungs und sie ist das erste Mädchen gewesen! Weil sie gesagt hat, „ich will in die Schule gehen!“ Und dann hat ihr Bruder gesagt:

„Okay, wenn du das so doll willst, dann nimm ich dich mit.“ Das ist wichtig: dass es dann noch eine Person gibt, die einen unterstützt! Und nach ihr sind immer mehr Mädchen auch zur Schule gegangen, die haben gesehen: „Okay, ein Mädchen kann das auch!“ Ja, und sie war sozusagen der Meilenstein dort, der das vorgemacht hat. Und für die das einfach nur noch selbstverständlich war.

Mir ist das aufgefallen, dass ich selber doch in dieser deutschen Gesellschaft als türkischstämmige Person immer

wieder damit konfrontiert wurde, dass ich anders bin. Da saß ich im Bus und bin also zur Schule gefahren und „hmm, guckt der mich jetzt an, weil ich anders aussehe?“ Das ist auch viel in meinem Kopf gewesen, muss man sagen. Aber mit Sicherheit auch begründet durch äußere Umstände. Und die Polizei hat uns angehalten. Und dann standen sie plötzlich vor uns die Polizisten und meinten: „Können Sie sich ausweisen? Sie sehen nicht so aus, als würden Sie hier wohnen.“ Ich bekam schlechte Laune, weil ich das schon auch als ne Art Diskriminierung empfunden habe.

Wir sind türkischstämmige Menschen, wir sind die dritte Generation. Wir sind hier in Deutschland aufgewachsen, dieses Land gehört uns genauso wie allen anderen. Und das bedeutet auch, dass wir uns mit diesem Land identifizieren, aber die deutsche Gesellschaft muss uns auch mit diesem Land identifizieren lassen. Und das hab ich für mich auch als Aufgabe gesehen, so dass ich mich also entschieden habe, Jura zu studieren. Und ich hab Jura eben immer mit Gerechtigkeit verbunden.



Ich glaube, das ist auch ganz wichtig generell für Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben, sich davon zu lösen, was andere Menschen denken könnten. Wenn du ein Ziel hast, dann lass dich nicht von negativen Gedanken einschüchtern. Wenn dir jemand das Gefühl vermittelt, du seiest weniger wert, dann entkoppel dich davon, befrei dich davon! Mach einfach das, was du machen möchtest! Und nimm das nicht ernst.

Ich bin einfach zu meinem Professor gegangen und meinte: „Ich will eine Doktorarbeit schreiben!“ Und dann hab ich angefangen und vorgestern war die Verteidigung. Also man kann Dinge schaffen, wo man denkt: „Wie soll ich das schaffen?“ Der Mensch ist fähig, wenn er einfach am Ball bleibt. Und man braucht natürlich Menschen, die einen unterstützen.



Das Interview ist auch zu finden unter:
www.elitesproject.eu/educational-kit/deutsch/hamburg

Paris



Youness Bourimech

32 Jahre alt, hat eine Firma mit mehreren Betrieben in Bondy, einem Vorort von Paris.

Dies hier ist mein Dorf. Meine Eltern sind aus Marokko gekommen, um hierher zu kommen. Ich bin in diesem Vorort aufgewachsen. Früher gab es hier eine Bäckerei, ein Fußballfeld und eine Schule – das ist alles.

Das änderte sich, als ich meine Frau kennen lernte, die aus Paris ist. Dann entdeckte ich Paris. Nur 7 bis 8 Kilometer entfernt war eine der schönsten Städte der Welt! Aber ich bin hier

aufgewachsen, darum bleibe ich hier. Ich habe angefangen mit der Grundschule. Ich bin nie sitzen geblieben, aber ich wurde dennoch nur zur Berufsschule geschickt. Wir wussten nicht, welche Berufe es gab. Hier in den Randbezirken hast du nur drei Optionen an der Berufsschule: Buchhaltung, Sekretariat und Verkauf. Sie füllen die drei Klassen dann einfach mit den Schülern, die da sind. Man versucht nicht herauszufinden, welche Talente das Kind hat. Das ist seltsam, denn wenn ein Kind den Beruf

erlernt, den es toll findet, dann gewinnt jeder. Nicht nur das Kind, sondern die gesamte Gesellschaft. Ich wollte Sportlehrer werden. Dann geht man zur Sportakademie und sie sagen dir, dass es 4.000 Bewerbungen auf 400 Plätze gibt. Die anderen Bewerber haben Abitur, das könnte also schwer werden.

Dann hab ich halt meine erste Firma gegründet. Meine Schwester übernahm die Verwaltung und ich den kommerziellen Bereich. Kurz nachdem wir begonnen hatten, fragten unsere Kunden schon, ob wir noch mehr machen könnten. Jetzt bin ich zu einem Brutkasten für Unternehmen geworden. Genau dort, wo ich aufgewachsen bin, und mit einem Freund aus der Kindheit. In meinem Betrieb arbeite ich mit hundertprozentigem Sportsgeist. Wettbewerb, Konkurrenz, es gibt die Regeln, die man respektieren muss. Sport ist keine Religion oder dergleichen. Im Sport sind alle gleich. Du hast ein Trikot an, eine Sporthose, alle sind gleich.

Ich habe einen Betrieb mit Mitarbeitern, die bezeichne ich als Partner. Wir erleben zusammen ein Abenteuer. „Vergiss nicht, woher du kommst!“, das ist meine Devise, „vergiss nicht, woher du kommst!“ Ich sage manchmal zum Kunden: „Ich weiß, dass ich zu Beginn auch die Klos putzen musste.“ Wenn es sein muss, mache ich es morgen wieder. So ist das, vergiss nicht, woher du kommst. Ich bleibe hier und wir klettern zusammen hoch. Wir heben das Niveau.

Wir haben Glück, jahrelang war dieser Bezirk total heruntergekommen und sehr arm. Hier kommen viele Nationalitäten zusammen. Das ist wichtig, denn so ist die Welt. Deshalb ist es ein Bezirk mit viel leerstehender Fläche. Ich bin bereit. Paris ist nur sieben Kilometer entfernt. Wir haben hier Bourget, den wichtigsten Flughafen für Geschäftliches. Wir haben hier alles. Warum soll ich weggehen, ich habe alles hier. Man muss nur geduldig sein und Schritt für Schritt gehen. In zehn oder fünfzehn Jahren werden wir sehen, was sich entwickelt hat.



Das Interview ist auch zu finden unter:
www.elitesproject.eu/educational-kil/deutsch/paris

Rotterdam



Halil Karaaslan

24 Jahre alt, ist Lehrer für Gemeinschaftskunde in Rotterdam

Ich weiß nicht, ob ich damals schon ein Bild hatte davon, wo ich mich in der Zukunft sah. Eher eine Art Vorstellung, wo ich sein möchte. Ich bin Lehrer am Libanon-Lyceum mit viel Leidenschaft und Liebe. Ich versuche das, was ich selbst als Schüler vermisst habe, nun als Lehrer rüberzubringen. Ich habe von Seiten der Schule die Motivation vermisst, weiter zu studieren. In der Pubertät war ich so eine Art Mini-Philosoph, ich war mit allen möglichen Dingen in meinem Kopf beschäftigt. Ich fühlte mich in meinem Denken schon

weiter, ich wollte mehr. Das Aufwachen kam für mich, als ich begriff, wofür ich die Schule nötig habe: um das zu erreichen, was ich will.

Ich hatte Freunde um mich, die in bester Absicht sagten: „Machst du denn nicht schon genug?“ Da habe ich gemerkt, dass Freunde auch ein Hindernis sein können, um das zu erreichen, was ich wollte. Eigentlich musst du also an einem gewissen Punkt bestimmte Leute aus deinem Leben entfernen. Das können deine besten Freunde sein, das

kann sogar deine Familie sein. In einigen Fällen weiß ich, dass die Familie total nicht stimulierend ist für bestimmte Schüler.

„Ich fühlte mich weiter im Denken, ich wollte mehr“

Mir fehlte auch ein Rollenvorbild an der Schule. Was mich sehr inspiriert hat, ist, was Bruce Lee getan und erreicht hat. Woran die Menschen weniger denken, ist dass Bruce Lee auch ein Philosoph war, er hatte Philosophie studiert. Ein Satz von ihm, den ich wirklich toll finde: „Der Schlüssel zur Unsterblichkeit ist es, erst ein Leben zu leben, dass die Erinnerung daran wert ist.“ Und das hat mich immer angetrieben. Ob ich das nun für eine Person bedeuten kann oder für zehn oder tausend oder eine Million – eine positiver Stolz, dass ich sagen kann: „Ich kann die Dinge mit ruhigem Gefühl zurücklassen, weil ich etwas getan habe,

von dem andere profitiert haben.“ Was er getan hat, nämlich die buchstäbliche Brückenfunktion zwischen Ost und West, das kann ich für mich übersetzen in meiner jetzigen Arbeit: Ich bringe Menschen zusammen und ich Sorge dafür, dass sich die Menschen besser verstehen. Das muss nicht heißen, dass sie einer Meinung sind, aber dass sie die Entscheidungen der anderen besser verstehen. In diesem Prozess habe ich eine Funktion.

Sowieso auch in meinem Fachunterricht finde ich es wichtig, dass die Schüler eine Stimme bekommen, aber auch dass Gefühle und Emotionen wertgeschätzt werden. Bei den Diskussionen, die ich doch häufiger im Unterricht habe, merke ich, dass ich bestimmte Dinge einfacher ansprechen kann als meine Kollegen von meinem Hintergrund her. Ich denke, dass man erst wirklich was erreicht, wenn man bei jemandem die innersten Gefühle nach oben holt. Das ist manchmal sehr extrem, aber wenn es gelingt und daraufhin der Dialog beginnt, dann entsteht wirklich etwas.



Das Interview ist auch zu finden unter:
www.elitesproject.eu/educational-kit/deutsch/rotterdam

Amsterdam



Miriyam Aouragh

38 Jahre alt, ist Wissenschaftlerin und Dozentin an der Universität Oxford

Ich bin Wissenschaftlerin und ich unterrichte auch. Ich unterrichte Studierende über die Rolle der Medien und des Internets in der Politik und den politischen Bewegungen im Nahen Osten. Ich arbeite jetzt in Oxford. Noch nie hat irgendeine Marokkanerin aus Amsterdam-Ost damit etwas zu tun gehabt. Da wächst du hinein und dann siehst du die psychologischen Hindernisse: Das ist nicht für dich bestimmt, aber das kannst du widerlegen.

Mein Vater ist ein typischer Migrant der ersten Generation. Mein Vater begann mit einer Metzgerei. Ich denke, dass mein Vater auch gedacht hat: Unabhängig sein, ein eigenes Geschäft haben, das ist für uns nicht bestimmt. Wir sind gekommen, um die Drecksarbeit zu machen. Die Rollen waren klar verteilt. Ich bin nicht den klassischen Weg von der Grundschule über das Gymnasium in die Universität gegangen, ich habe das getan, was früher „stapeln“ genannt wurde. Ich habe mich also von

ganz unten im Schulsystem nach oben gearbeitet, also ab der Grundschule über drei Stufen zur Universität. Und dann die akademische Welt entdeckt.

„Mach etwas, das nicht selbstverständlich ist“

Das hat dann insgesamt mindestens 10 bis 15 Jahre gedauert. Für viele Kinder von Migranten ist das ganz normal. Sprachrückstand wird oft verwechselt mit intellektuellem Rückstand. Ich musste mich also auch selbst entdecken und erfinden. Ich hatte das Glück, dass es an der Anthropologischen Fakultät eine Professorin gab, die mir das Gefühl gab, dass sie wirklich an mich glaubte.

Anerkennung kann sehr empowernd sein, ein starker Schub, um auch wirklich weiter zu machen. Die Erfahrung an der Freien Universität war wirklich entscheidend, denke ich.

Ich denke, dass es wichtig ist, sich kein Zeitlimit für die eigenen Träume zu setzen. Man muss nicht schon mit 30 alles erreicht haben. Trau dich vor allem auch, mal außerhalb der Niederlande zu schauen, die Niederlande sind nicht die Welt, sie sind nicht einmal das Zentrum von Europa. Die Niederlande sind eigentlich nur ein kleines Land, das nicht wirklich bestimmt, was in der Welt geschieht. Geh also über die Grenze, um etwas zu tun, das über das Selbstverständliche hinausgeht. Später wirst du dann zurückblicken und denken: „Ich hab auch noch etwas anderes gemacht.“ Und was anderes als der Mainstream ist eigentlich ziemlich cool.



Das Interview ist auch zu finden unter:
[www.elitesproject.eu/educational-kit/deutsch/
amsterdam](http://www.elitesproject.eu/educational-kit/deutsch/amsterdam)

Brüssel



Muhammet Yilmaz

36 Jahre alt, arbeitet als Lobbyist in Brüssel

Es ist so, dass dein Hintergrund, deine Familie und das Netzwerk deiner Familie enorm viel ausmachen. Sie öffnen Türen für dich. Aber nicht nur das, sie öffnen auch deine Welt. Und das fehlte bei mir ein bisschen. Ein Netzwerk von Menschen, die mit höherer Bildung Erfahrung hatten, ob die nun Brüder oder Schwestern oder Freunde hatten, die in höherer Bildung saßen. Ich hatte das nicht. Ich wurde inspiriert und motiviert von meinen Lehrern. Über die bin ich auch zur modernen Wissenschaft

gekommen und habe einen Abschluss in Wirtschaftsmathematik gemacht. Ich hab auch ein Diplom als Gentechnik-Laborant. Und dann hab ich mich gefragt: Was mach ich jetzt?

Dann hab ich mich für das Lehramt entschieden. Ich war an einer städtischen Schule in Antwerpen und hab dort zwei Jahre lang unterrichtet. Damals haben ein paar türkische Unternehmer die Initiative ergriffen, um zusammen mit ein paar Jugendlichen eine Organisation zur Schülerbetreuung zu eröffnen.

Das haben sie mir vorgestellt und mich gefragt: „Wärst du nicht interessiert mitzumachen? Wir brauchen noch einen Koordinator.“ Das war für mich eine enorm schöne Erfahrung: Du lernst den Umgang mit anderen Menschen und eine Führungsrolle einzunehmen, aber gleichzeitig triffst du auch auf Seelenverwandte: Menschen, die in derselben Situation sind wie du, die genauso denken wie du. Ich wünschte, das wäre schon früher so bei mir gewesen, dann hätte ich einen anderen Ausbildungsweg genommen.

Netzwerken findet nicht nur in der Ausbildung oder der Arbeit statt, das betrifft auch die Dinge, die man daneben auch noch macht. Das meine ich ernst: Lern ein Instrument spielen, schreib Gedichte, geh bergsteigen. Probier mal was anderes aus. Das wird dafür sorgen, dass du mentale Barrieren durchbrichst. Und es sorgt auch dafür, dass du dir ein breiteres Netzwerk aufbaust. Dass du dich nicht beschränkst auf die Leute, die du schon aus der Schule oder aus der Uni kennst, sondern noch viele andere Leute kennst. Leute, die auch noch

andere Interessen haben; Menschen, die dich bereichern können mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen.

„Netzwerken ist für mich Freunde finden“

So habe ich meinen heutigen Kollegen kennen gelernt. Er hatte ein neues Büro eröffnet und vertrat 13.000 Unternehmen aus der Türkei durch Lobbyarbeit und Austausch. Wir versuchen eigentlich eine Brücke zu bauen zwischen Ankara und Brüssel, zwischen der türkischen öffentlichen Meinung, einigen türkischen Unternehmen und den europäischen Institutionen. Ich denke, dass unsere Generation eine „Scharnier“-Generation ist, eine Generation, die dafür sorgt, dass die belgisch-türkische Gemeinschaft ihre Identität findet und auch ihren Platz.



Das Interview ist auch zu finden unter:
www.elitesproject.eu/educational-kit/deutsch/brussels

Kapitel 3

Bildung ist der Schlüssel zur Emanzipation

Die Ausgangsposition der türkischen zweiten Generation war in allen Staaten, die in den sechziger Jahren „Gastarbeiter“ angeworben hatten, nicht einfach. Arbeitskräfte aus der Türkei und anderswo wurden von Betrieben und den staatlichen Behörden in die europäischen Städte geholt, um in Fabriken, Minen und Häfen Arbeit für Ungelernte zu verrichten, für die es nicht genügend Arbeitskräfte in den jeweiligen Ländern gab. Neben Alter und Gesundheit war ein wichtiges Kriterium, dass sie nur gering gebildet waren. Und tatsächlich hatte die große Mehrheit vor allem der angeworbenen Türken, Marokkaner, Jugoslawen und Italiener höchstens die Grundschule absolviert. Die später nachziehenden Ehegatten stammten oft aus denselben Dörfern, besonders die türkischen und marokkanischen Frauen unter ihnen hatten kaum je eine Schule besucht und waren de facto Analphabetinnen. Ein derart niedriges familiäres Bildungsniveau kommt dank der Erweiterung der Schulpflicht und der so genannten Bildungsexpansion der sechziger Jahre in vergleichbaren Arbeiter- und Bauernfamilien in Europa praktisch nicht vor. Aber auch nach der Einwanderung wurde kaum Wert darauf gelegt, den neuen Arbeitskräften über das absolut Notwendige hinaus Sprachkenntnisse zu vermitteln oder gar weitergehende Bildungsangebote zu machen. Die Folgen dieser Herangehensweise sind bis zum heutigen Tag spürbar, sie hat die Startposition der Kinder aus diesen Familien maßgeblich geprägt.

Der Irrtum des Vorübergehenden: die Bilanz nach fünfzig Jahren Arbeitsmigration

„Vorübergehend“, das war die Idee und das Motto von Arbeitgebern und Behörden bei der Anwerbung. Die Arbeitsmigranten waren „zu Gast“ im Land und würden schon bald wieder zurückgehen in ihr Herkunftsland. Auf die Kinder bezogen hieß das, dass sie entweder sowieso besser in den Herkunftsländern aufwachsen sollten

oder aber dass das Einwanderungsland Maßnahmen ergriff, um die Integration ins Einwanderungsland und eine „Entfremdung“ von der Kultur der Eltern zu verhindern. In vielen Bundesländern in Deutschland bestanden bis weit in die achtziger Jahre hinein so genannte „Türkenklassen“ an Schulen, in denen mehr Wert auf die türkische als die deutsche Sprache gelegt wurde und die auch nur auf den Erwerb des Hauptschulabschlusses ausgerichtet waren – völlig unabhängig von den tatsächlichen Fähigkeiten der Kinder. Alle europäischen Länder hatten hier ungefähr dieselben Vorstellungen.

Es ist in Europa wenig bekannt, dass ab Ende der sechziger Jahre auch Australien in der Türkei um Arbeitskräfte warb. In türkischen Kreisen kursiert der Witz, dass nicht wenige Arbeiter dachten, dass es nach Österreich (Avusturya) gehen würde, als sie den Arbeitsvertrag unterschrieben hatten, und sie dann aber ins ferne Australien (Avustralya) flogen. Die beiden Länder werden vielleicht auf Türkisch ähnlich geschrieben, der Umgang mit den türkischen Arbeitskräften war jedoch grundlegend verschieden. In Australien durften sie zum Beispiel sofort mit ihren Ehegatten und Kindern ins Land kommen. Aus der Sicht eines „bekennenden Einwanderungslandes“ ist dies konsequent: Die Investition in die neuen Arbeitskräfte lohnt für eine zu kurze und vorübergehende Verbleibsdauer nicht – aus diesem Grund haben ja auch in Europa die Unternehmen bald darauf gedrängt, ihre neuen Mitarbeiter länger behalten zu dürfen – und nur zusammen mit der Familie sind die neuen Arbeitskräfte bereit, sich wirklich niederzulassen und Wurzeln zu schlagen, die Sprache zu lernen, in die Bildung der Kinder, in Hausbesitz und/oder eigene Betriebe zu investieren und sich eine Zukunft aufzubauen.

Aber all dies sollten sie ja in Europa auch gar nicht. Die Politik hat auf die Forderungen der Unternehmen zwar reagiert, aber viel zu spät über die weiteren Konsequenzen nachgedacht, ein grundsätzlicher politischer Kurswechsel zum Beispiel nach australischem Vorbild fand nicht statt. Auch davon sind die Auswirkungen bis heute spürbar. Die in der Türkei geborenen Kinder der angeworbenen Arbeitnehmer waren vielfach noch in der Türkei zur Schule gegangen und hatten dort die Sprache ihrer Eltern gelernt. Sie wurden nun im fortgeschrittenen Kindheitsalter oder gar in ihrer Pubertät in ein anderes Land geholt, wo sie der Sprache nicht mächtig waren und ohne jeglichen Übergang Schulen besuchen mussten, die weder pädagogisch noch personell auf sie eingestellt waren. Die an den Schulen daraufhin entstehende Krisenstimmung ist in der Fachliteratur ausgiebig beschrieben worden: Lehrkräfte versuchten mit allen ihnen zur Verfügung stehenden, aber in den meisten Fällen eben beschränkten Mitteln diese Kinder und Jugendlichen aufzufangen. Die Sprache war der größte Stolperstein, dazu kam, dass diese Kinder eine ganz andere Schulkultur gelernt hatten und aus Elternhäusern kamen, die weder zeitlich noch fachlich ihren Kindern zur Seite stehen konnten.

Die relativ späte Familienzusammenführung kam Europa teuer zu stehen. Die so genannte „anderthalbte Generation“ konnte vielfach die Sprache nie wirklich gut lernen und ist in aller Regel viel zu früh von der Schule abgegangen. Sie war dementsprechend oft chancenlos der Arbeitslosigkeit oder niedrigen Löhnen bei besonders harter Arbeit ausgeliefert. Sie bildet in vielerlei Hinsicht eine verlorene Generation. In Australien gibt es eine vergleichbare „Zwischengeneration“ kaum, die meisten mitausgereisten Jugendlichen aus der Türkei sind dort früh in den Schulen mit Englisch in Berührung gekommen und haben reguläre Bildungsabschlüsse erreichen können (Inglis 2011).

Inzwischen sind seit den europäischen Anwerbeabkommen mit der Türkei über fünfzig Jahre vergangen. Die erste Generation ist schon größtenteils in Rente und nicht nur die Zwischen-, sondern auch die zweite Generation ist im Einwanderungsland erwachsen geworden und hat selbst Kinder bekommen. Die politische Bilanz ist vielfach negativ: Die Integrationspolitik sei gescheitert, selbst in der zweiten und dritten Generation bestünden noch Sprachdefizite, Bildungsrückstände und soziale Probleme. Dafür verantwortlich gemacht werden in aller Regel aber genau die Faktoren in der Elterngeneration, die die Voraussetzung für die damalige Anwerbung waren und von Arbeitsgebern und Regierungen bewusst so gesetzt wurden für die Arbeit in die Fabriken, Minen und Häfen: wenig Bildung, keine Sprachkenntnisse, geringe sozioökonomische Stellung.

Dies gilt weitgehend für alle europäischen Staaten, die ihren Arbeitskräftebedarf über Anwerbeabkommen mit der Türkei und anderen Ländern gedeckt haben. Unterschiede zeigen sich dagegen, wie dann auf die Herausforderungen reagiert wurde, die sich aus der Familienzusammenführung und der zunehmenden Präsenz von im Land geborenen Einwandererkindern vor allem für die Schulen ergeben haben. Heute können wir diese unterschiedlichen Herangehensweisen und politischen Entscheidungen in ihren Langzeitwirkungen analysieren und insbesondere aus dem internationalen Vergleich Schlüsse ziehen: Wo waren die Kinder der „Gastarbeiter“ im Bildungssystem besonders erfolgreich und was haben sie daraus machen können in ihrem beruflichen Leben? Und wie ist die Situation heute, da ihre eigenen Kinder in der Schule sind?

Die besondere Bedeutung der zweiten Generation

Amerikanische Wissenschaftler haben festgestellt, dass der Erfolg der zweiten Generation ausschlaggebend ist auch für die Folgegenerationen. Die erste Generation hat den risikoreichen Schritt unternommen und ein unbekanntes Land erobert mit dem Ziel, für sich und für ihre Nachkommen ein besseres Leben zu erreichen. Und wenn

die erste Generation noch nicht so erfolgreich gewesen ist wie erträumt, dann richten sich die Hoffnungen auf die zweite Generation. Viele Migranten geben ihren Kindern das Aufstiegsmotiv mit: „Mach eine Ausbildung, lerne einen Beruf, studiere, damit Du es mal besser hast als wir und Du nicht so dreckige und schwere Arbeit machen musst wie wir!“ (Coenen 2001). Die Frage ist, ob und inwieweit dies unter den jeweils gegebenen strukturellen Bedingungen realistisch ist. Das, was in den USA *immigrant optimism* genannt wird, kann durch ein flächendeckendes Scheitern der zweiten Generation unterminiert werden (Kasinitz et al. 2008). Das hat aber dann wiederum nicht nur Auswirkungen auf die Jugendlichen selbst und ihre Familien. Kommt die zweite Generation nicht oder nur wenig über die niedrige gesellschaftlichen Stellung der Eltern hinaus, so macht das wiederum die Startposition der dritten Generation um einiges schwieriger. Erneut wachsen die Kinder in den schlechtesten und ärmsten Vierteln mit den schlechtesten Schulen auf. Auch für die Entwicklung langfristiger „Integrations Szenarien“ macht es daher einen großen Unterschied, wie breit und steil der soziale Aufstieg der zweiten Generation erfolgt.

Da – wie oben beschrieben – die Ausgangsvoraussetzungen der zweiten Generation in den untersuchten Ländern sehr ähnlich waren, können wir hier die übliche Frage nach den „Integrationsdefiziten“ einmal anders stellen: Inwieweit waren die verschiedenen europäischen Staaten erfolgreich darin, die Einwanderer und ihre Kinder im Sinne von Teilhabe und Chancengerechtigkeit zu integrieren?

Selbstverständlich sind in den sechziger bis achtziger Jahren aus der Türkei nicht nur ungebildete Arbeiter aus dem ländlichen Raum nach Europa migriert, sondern auch besser Gebildete aus den Städten. Besonders unter den politischen Flüchtlingen, die nach der Machtergreifung des Militärs in der Türkei im Jahr im Jahr 1980 nach Europa kamen, waren viele besser gebildet und beruflich qualifiziert. Flüchtlinge wurden in den verschiedenen europäischen Ländern in sehr unterschiedlicher Zahl aufgenommen. Um also zu einem wirklich aussagefähigen Vergleich zwischen den Ländern zu kommen, vergleichen wir in den folgenden Analysen und Darstellungen nur diejenigen in der türkischen zweiten Generation, deren Eltern wenig geschult und niedrig qualifiziert waren, die also tatsächlich die schwierigsten Startvoraussetzungen in die jeweiligen Bildungssysteme mitbrachten.

Die Ergebnisse unserer Untersuchung bestätigen zunächst einmal, dass die türkische zweite Generation in Europa gegenüber dem allgemeinen Durchschnitt einen beträchtlichen schulischen Rückstand aufweist. Viele Jugendliche haben schon in der Grundschule ein Jahr wiederholt und sie haben das Schulsystem überproportional früh verlassen. Praktisch alle negativen Schulindikatoren weisen in dieselbe Richtung, wenn es um die Kinder aus türkischen Einwandererfamilien geht. Gleichzeitig hat sich hier vieles zum Positiven gewendet: Während etwa in den Niederlanden vor dreißig bis vierzig Jahren noch dreiviertel der Schüler türkischer Herkunft die

Schule ganz ohne oder nur mit einem nicht weiterqualifizierenden Abschluss verließen, ist dieser Anteil heute auf unter ein Drittel gesunken. Und es gibt dort heute eine ebenso große Gruppe, die in der höheren Bildung zu finden ist. In allen untersuchten Ländern wächst die Zahl der Studierenden mit türkischem Hintergrund an den Universitäten. Zweifellos hat sich schon einiges zum Besseren gewandelt, auch wenn vieles erst sehr spät und wenig überzeugt umgesetzt worden ist. Die meisten Schulen haben aber mit der Zeit gelernt, mit den neuen Bedürfnissen ihrer Schülerschaft umzugehen, sie haben sich nach dreißig Jahren Erfahrung mit der Migration einschneidend verändert und angepasst.

Zu kurze Bildungskarrieren

Wir beginnen unseren internationalen Vergleich am Ende der Pflichtschulzeit, wenn also der erste mittlere Schulabschluss ansteht oder bereits erreicht ist. Einer der wichtigen Indikatoren für Erfolg und Misserfolg im Schulsystem ist heute die Zahl der *Early School Leavers*, also der vorzeitigen Schulabgänger. Damit sind in den Statistiken der EU nicht nur Schulabbrecher gemeint, sondern auch diejenigen, die zwar einen Haupt- oder Realschulabschluss erreichen, aber danach weder weiter zur Schule gehen noch eine Ausbildung machen. *Early School Leavers* sind später überproportional von Arbeitslosigkeit und Armut oder sogar Kriminalität betroffen, deshalb gibt es in Europa zu Recht ein großes Interesse an dieser Gruppe und daran, wie ihre Zahl möglichst klein gehalten werden kann.

Wir konzentrieren uns im folgenden Vergleich auf die Nachkommen aus türkischen Familien, deren Eltern nur gering qualifiziert und nur wenige Jahre zur Schule gegangen sind. Die Daten stammen aus den folgenden Städten: Berlin und Frankfurt/Main in Deutschland, Amsterdam und Rotterdam in den Niederlanden, Brüssel und Antwerpen in Belgien, Paris und Straßburg in Frankreich, Zürich und Bern in der Schweiz, Wien und Linz in Österreich und Stockholm in Schweden. In jeder Stadt wurden 250 Personen aus der türkischen zweiten Generation befragt. In den Grafiken entsprechen die Länderergebnisse also der Kombination der Daten aus den beiden jeweils befragten Städten.

Der Blick auf den ersten wichtigen Bildungsindikator, die Zahl der *Early School Leavers* in Grafik 4, macht bereits große Unterschiede zwischen den Ländern sichtbar. Die Gruppe der vorzeitigen Schulabgänger unter den Befragten der türkischen zweiten Generation ist in Belgien, Deutschland und Österreich mit einem Drittel sehr hoch. Auch in den Niederlanden ist immer noch über ein Viertel dieser Gruppe davon betroffen, während in Frankreich, der Schweiz und Schweden viel bessere Ergebnisse erreicht werden. Dies ist vor allem das Ergebnis von „Webfehlern“

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern: Early School Leavers



Viele in der türkischen zweiten Generation in Deutschland und Österreich haben Probleme, nach dem Mittleren Schulabschluss einen Ausbildungsplatz zu finden. Das macht sie zu den „frühesten Schulabgängern“ in Europa.

Viele Mädchen verlassen in Deutschland und Österreich das Bildungssystem schon mit 16 Jahren und sollen dann meist im Haushalt helfen. Das bereitet sie vor allem auf ihre Rolle als Hausfrau vor. In so jungen Jahren gelingt es ihnen häufig nicht, aus traditionellen Rollenvorstellungen auszubrechen, die Mehrheit dieser Mädchen wird nie auf dem Arbeitsmarkt erscheinen.

im jeweiligen Bildungssystem und wie die Schüler damit umgehen. Die Länder mit hohen Anteilen an *Early School Leavers* nehmen alle eine klare Trennung zwischen Grund- und weiterführender Schule vor und sie differenzieren nach dem Ende der Grundschulzeit nach (vorgeblichen) Leistungsniveaus.

Zudem bedeutet der Mittlere Abschluss eine bedeutende Zäsur, die zu einem Zeitpunkt erfolgt, der in der Entwicklung der Jugendlichen sowieso schon kritisch ist – und besonders für diejenigen Schüler, die als eher leistungsschwach und von zuhause wenig unterstützt gelten. Während also die „gut behüteten“ Gymnasiasten in aller Ruhe und ohne Schulwechsel in Richtung Abitur gehen können, endet für die anderen die Schulpflicht und damit die Pflicht des Staates und der Schulen dafür zu sorgen, dass auch diese Jugendlichen weiterhin im Bildungssystem verbleiben. Oft können die Schulen diesen Jugendlichen – besonders wenn sie nur einen Hauptschulabschluss erreicht haben – auch gar keine Anschlussperspektive bieten, die Vermittlungsquoten von Hauptschulabsolventen in Ausbildung liegen in Deutschland zum Zeitpunkt des Abschlusses bei deutlich unter 20 Prozent. Das bedeutet, dass es für mindestens vier Fünftel dieser Schulabgänger in erster Linie von ihrem eigenen Engagement, von den Kontakten der Eltern und/oder vom Zufall abhängt, ob sie eine Anschlussperspektive erhalten – am liebsten natürlich eine, die auch den eigenen Interessen und Stärken entspricht.

Für viele Jugendliche der türkischen zweiten Generation ist es schwierig einen Ausbildungsplatz zu bekommen, und je niedriger der Schulabschluss ist, desto stärker fallen die Unterschiede zwischen ihnen und Altersgenossen ohne Migrationshintergrund aus. Schon bei einem Realschulabschluss waren in unserer Befragtengruppe in Berlin und Frankfurt nicht nur die Vermittlungsquoten in Ausbildung deutlich besser (über 70%), auch die Unterschiede zwischen denen mit türkischem Hintergrund und ohne Migrationsgeschichte waren praktisch verschwunden. Eine abgeschlossene Ausbildung ist in Deutschland und Österreich ein sehr verlässlicher Weg in den in den Arbeitsmarkt, weil – abgesehen davon, dass viele vom Ausbildungsbetrieb übernommen werden – die „Lehrzeit“ der betrieblichen Ausbildung im Lebenslauf und bei Bewerbungen als Arbeitserfahrung anerkannt wird. Auch deshalb sind die Konsequenzen, wenn eine so große Gruppe von Jugendlichen nach dem Mittleren Abschluss eben keine Ausbildung (und auch keine andere Form der Qualifizierung) anschließen können oder wollen, so dramatisch: Bei den jungen Frauen führte das für beinahe die Hälfte dazu, dass sie dem Arbeitsmarkt komplett verloren gehen, bei vielen jungen Männern häufig zu jahrelanger Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von staatlicher und elterlicher Unterstützung.

Allerdings ist auch in Frankreich und Schweden die Situation nicht so rosig, wie es die Zahlen vermuten lassen. Hier verlassen die Schüler mit den niedrigsten Qualifikationen den Bildungsbetrieb zwei bis drei Jahre später als in Deutschland,

Österreich oder den Niederlanden. Sie bekommen in Frankreich mit 18 Jahren ein so genanntes *BEP* oder *CAP* (eine Art Fachabitur), in Schweden gehen sie mit Abitur auf die Suche nach Arbeit. Beide Formen des Abiturs sind aber in ihrem Wert für die weiteren Schritte auf dem Weg ins Berufsleben nicht zu vergleichen mit dem Abitur in Deutschland oder den Niederlanden. Auch wenn diese Schüler nach der Definition der EU keine vorzeitigen Schulabgänger sind, sind ihre Abschlüsse von so allgemeiner Art, dass sie praktisch nur Zugang zu Arbeit für Ungeschulte und Niedrigqualifizierte ermöglichen. So sehen sich diese Jugendlichen auch in Schweden und Frankreich oft mit Arbeitslosigkeit und einer schlechten Startposition auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert.

Es geht auch anders!

Der europäische Vergleich macht deutlich, dass das Phänomen der *Early School Leavers* eng damit zusammenhängt, wie problematisch oder schwierig der Übergang auf das nächst höhere Bildungsniveau nach dem Ende der Schulpflicht gestaltet ist. Wenn es schief geht, dann fast immer im Übergang von der Sekundarstufe I – vor allem in Haupt- und Realschulen – auf weiterführende allgemein- oder berufsbildende Schulen, sei es mit oder ohne Ausbildungsplatz. Frankreich und Schweden verringern das Problem durch eine „weichere“ Gestaltung des Endes der Pflichtschulzeit, allerdings wird das Problem zum Teil nur nach hinten verlagert.

Ein Land, das dagegen trotz vergleichsweise früher Differenzierung in diesem Punkt eine Lösung gefunden hat, ist die Schweiz. Auch hier sind viele unserer türkischen Befragten auf Hauptschulen gegangen und fanden wie in Deutschland zunächst keinen Ausbildungsplatz. Aber diese Jugendlichen wurden dann in einem so genannten *Brückenangebot* ein oder zwei Jahre trainiert und gecoacht, um eine Lehrstelle zu finden. Im Gegensatz zu ähnlichen Maßnahmen in Deutschland war das Brückenangebot bei unseren Befragten offenkundig sehr effektiv und ermöglichte einen weitgehend reibungslosen Übergang in einen Ausbildungsplatz. Wir vermuten, dass dies unter anderem daran liegt, dass die Teilnahme am Brückenangebot den Jugendlichen von den Arbeitgebern nicht negativ angerechnet, sondern als relevante Weiterqualifikation anerkannt wird – das ist in Deutschland vor allem beim so genannten Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) eindeutig nicht der Fall.

Auch in den Niederlanden wird an einer Verbesserung in diesem Bereich gearbeitet, z.B. mit der Einführung des so genannten „*VM2-Experiments*“, in dem die vierjährige „Hauptschule“ (*VMBO*) mit einer zweijährigen Berufsfachausbildung (*MBO*) kombiniert und am Ende eine so genannte Startqualifikation („*MBO-2 Diplom*“) erworben wird. Der Vorteil dieser *VM2*-Schulen ist, dass die Jugendlichen in einer

vertrauten und gut strukturierten Schulumgebung zum Abschluss gebracht werden – so wie es auch die Schüler an Gymnasien und Gesamtschulen kennen. Bei einer ersten Evaluation (2011-2012) wurde dieses Experiment positiv beurteilt: Vier mal so viele Jugendliche wie eine Kontrollgruppe im bisherigen Verfahren mit Schulwechsel hatten innerhalb der vorgegebenen Zeit ihre Startqualifikation erreicht (Schoonhoven et al. 2012).

Vorzeitige Schulabgänger sind keine „Epidemie“, der wir hilflos ausgeliefert sind. Versuche, die Kinder von Arbeitsmigranten und mit gewissen Lernrückständen ins Schulsystem zu integrieren, hat es überall in Europa gegeben. Dort, wo die spezifischen Angebote oder das Schulsystem so gestaltet werden, dass die besonderen Bedürfnisse von Schülern mit Migrationshintergrund berücksichtigt sind, werden auch Bildungserfolge erzielt.

Kinder von Einwanderern gehören aus verschiedenen Gründen zu den Gruppen, die besonders anfällig sind für Systemfehler und strukturelle Benachteiligungen. Negative Effekte schlagen bei ihnen häufig stärker durch als bei sozial benachteiligten Kindern ohne Migrationshintergrund. Andersherum profitieren sie aber auch überdurchschnittlich von positiven Effekten. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Maßnahmen, die sich für Kinder aus Migrantenfamilien als sinnvoll erweisen, auch einen positiven Effekt für andere anfällige Gruppen im Schulsystem haben – Gruppen, die möglicherweise weniger sichtbar mit einer sehr ähnlichen Problematik konfrontiert sind, wie z.B. Kinder aus Arbeiterfamilien.² Und auch Hauptschülerinnen und -schüler ohne familiäre Migrationsgeschichte haben Schwierigkeiten, mit ihrem Abschluss einen Ausbildungsplatz zu finden, und würden von einem funktionierenden „Brückenangebot“ nach Schweizer Vorbild profitieren.

Erfolgreich entgegen alle Erwartungen

Um die Wirkung der verschiedenen Bildungssysteme aber wirklich beurteilen zu können, wollen wir uns nun dem oberen Ende der Bildungsabschlüsse zuwenden, also der Gruppe der Hochqualifizierten. Hier sind die Unterschiede zwischen den Ländern noch größer. In Deutschland hat es unter unseren Befragten mit türkischem Hintergrund und Eltern mit niedrigem Bildungsniveau nur einer von zwanzig über das Abitur hinaus auch auf eine Hochschule geschafft. In Schweden und Frankreich war es jeder Dritte! Wie kommt es zu solch großen Unterschieden?

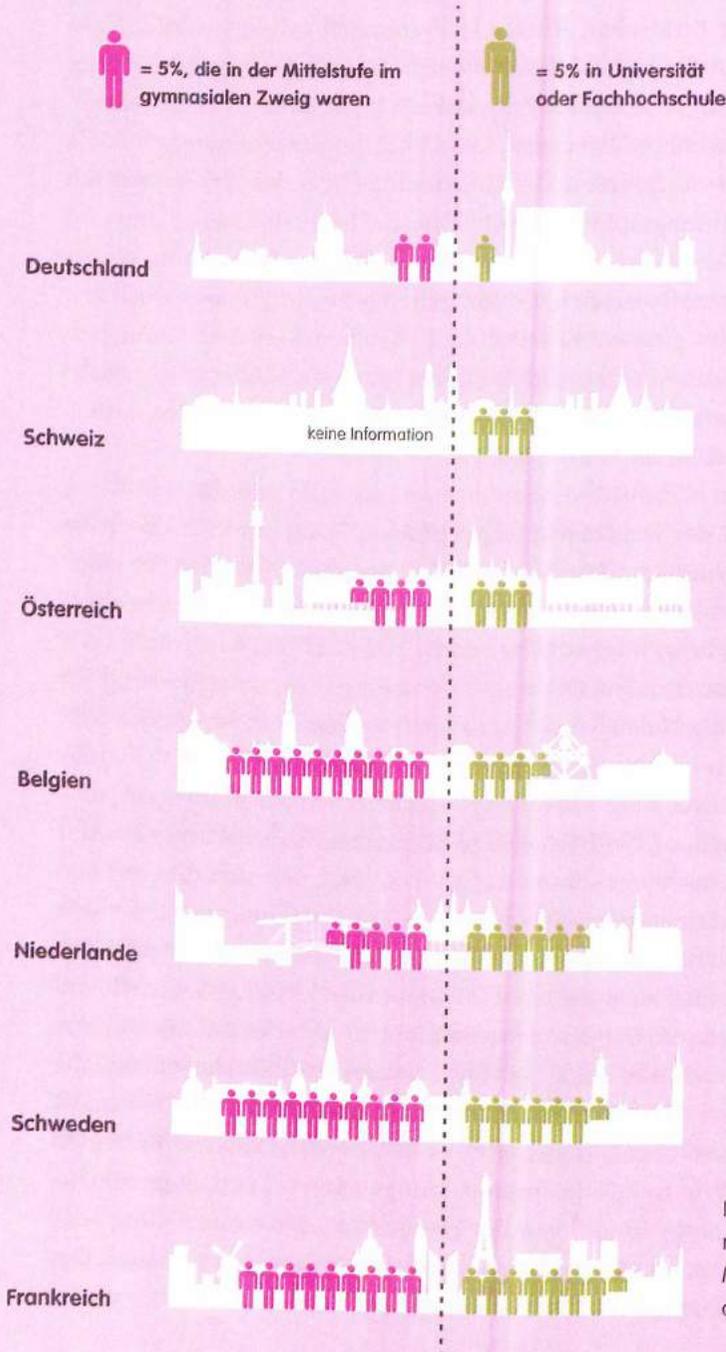
² Siehe Arbeiterkind.de für eine Initiative, die gegenseitigen Austausch und Unterstützung für die so genannte „erste Generation“ Studierende aus nicht akademischen Familien anbietet.

Noch einmal zur Erinnerung: Die Befragten, die in den Grafiken in diesem Buch berücksichtigt wurden, hatten dieselbe Ausgangsposition: Sie sind in Europa geboren und aufgewachsen und sie kommen aus türkischen Arbeiterfamilien mit vergleichbar niedrigem sozialen Status und Bildungshintergrund. Die Unterschiede beginnen bereits in dem Alter, in dem die meisten Kinder in den Kindergarten und dann in die Grundschule gehen. Die türkischen Kinder in Frankreich gehen fast alle schon mit zwei oder drei Jahren in die *École Maternelle*. In Österreich geschah der erste Kontakt unserer Befragten mit einer Bildungsinstitution im Schnitt drei Jahre später. Die türkische zweite Generation in Österreich sprach bei der Einschulung mit sechs Jahren fließend türkisch und wurde erst in der Grundschule über das Straßendeutsch hinaus mit Deutsch als Bildungssprache konfrontiert. Die türkischen Kinder in Frankreich sprachen in diesem Alter schon fließend französisch. Hinzu kommt, dass die Kinder in Deutschland und Österreich vor fünfzehn bis zwanzig Jahren noch fast alle nur halbtags in die Schule gingen, während die türkischen Kinder in Frankreich dort bereits ganztägig beschult wurden. Das bedeutet, dass die Kinder in Deutschland und Österreich viel weniger Kontakt zu Lehrkräften und Mitschülern hatten, mit denen sie Deutsch sprechen mussten und lernen konnten.

Ein weiterer Faktor ist dann das frühe Ende der Grundschule und die Aufteilung in das dreigliedrige System der weiterführenden Schulen. Nach nur vier Jahren im formalen Bildungssystem und der Chance, die Bildungssprache Deutsch zu erlernen, wird im Alter von zehn Jahren die möglicherweise tiefgreifendste Weichenstellung über den weiteren Bildungsweg vorgenommen: Hauptschule, Realschule oder Gymnasium. Die Kenntnisse der deutschen Sprache sind bei der Entscheidung für die Empfehlung zur weiterführenden Schule tatsächlich bis heute ein wichtiges Kriterium. Demgegenüber hatten in unserer Befragung die Kinder aus türkischen Familien in Frankreich nicht nur zwei Jahre Vorsprung beim Erlernen der Bildungssprache Französisch, die Weichenstellung über die weitere Bildungslaufbahn wurde auch erst im Alter von sechzehn Jahren vorgenommen. Grafik 5 zeigt, wie sich dies auf den Anteil der türkischen Befragten ausgewirkt hat, die als weiterführende Schule den „akademischen Zweig“ besucht haben, also das Gymnasium und sein Pendant in den anderen Ländern: Sehr deutlich ist vor allem der Unterschied zwischen Deutschland und Österreich auf der einen und Belgien, Schweden und Frankreich auf der anderen Seite. Die Zahlen in Österreich sind noch etwas besser, weil hier manche Jugendliche noch über den Umweg über die Berufsschule auf die (Fach-)Hochschule kommen. In Deutschland ist das zwar ebenfalls möglich, es ist aber bei unseren Befragten praktisch nicht passiert. Wir finden in unserer Untersuchung kaum Jugendliche, die über die so genannte „lange Route“ von der Hauptschule über Ausbildung oder eine Berufsfachschule auf die Fachhochschule oder Universität gekommen sind. Das System zeigt sich hier als weitgehend undurchlässig – aus unserer Sicht vor allem,

Grafik 5

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern: Anteil derjenigen in höherer Bildung und derjenigen im gymnasialen Zweig der Mittelstufe



Die türkisch-österreichischen Kids sind mit durchschnittlich 6 Jahren als letzte eingeschult und mit 10 Jahren am frühesten nach Leistung aufgeteilt worden.

In Frankreich gehen alle Kinder mit 2 oder 3 Jahren in die Ecole Maternelle, wo sie Französisch als Zweitsprache erlernen.

weil in der Berufswegeberatung fast ausschließlich der Übergang in Ausbildung und Arbeit beraten wird und nur in Ausnahmefällen für den Verbleib im Bildungssystem – weil natürlich die meisten tatsächlich nicht mit brillanten Schulzeugnissen und -erfahrungen kommen. Wir haben es hier aber vorrangig mit Jugendlichen im Alter zwischen 15 und 18 Jahren zu tun, also einer Altersgruppe, deren persönliche Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen ist und wo manch eine/r möglicherweise noch den entscheidenden Kick erhalten würde, wenn sie/er denn eine zweite oder dritte Chance bekäme. Da diese aber in diesem Teil des Bildungssystems kaum gewährt werden, war de facto das Schicksal der meisten unserer Befragten der türkischen zweiten Generation in Deutschland bereits im zarten Alter von zehn Jahren besiegelt.

Die Zahlen geben wieder, wie es unseren Befragten ergangen ist, als sie noch in Bildung und Ausbildung waren, das liegt zwischen zehn und über zwanzig Jahren zurück. Seitdem sind in Deutschland und Österreich viele Veränderungen im Schulsystem und der beruflichen Bildung eingeführt worden. Fast überall werden die Schulen erweitert zu Ganztagschulen, die frühkindliche Kinderbetreuung ist erheblich ausgebaut worden und vielfach entstehen neue Formen der Gesamt- oder Gemeinschaftsschulen, die dafür sorgen, dass später als mit zehn Jahren nach Leistungsniveaus differenziert und der Übergang in die Oberstufe erleichtert werden kann. Leider wird dabei nicht überall dem Hamburger Modell der so genannten Stadtteilschulen gefolgt, die selbst eine dreijährige Oberstufe und damit den Weg zum Abitur ohne Schulwechsel anbieten. In vielen Gesamtschulen wird zudem intern über unterschiedliche Kursniveaus praktisch genauso leistungsdifferenziert wie in der Dreigliedrigkeit und findet die Weichenstellung für den Mittleren Abschluss bereits in der achten Klasse, also mit 14 Jahren statt.

In Belgien fällt auf, dass es auf der einen Seite einen hohen Prozentsatz im akademischen Zweig der Sekundarstufe I gibt, davon aber nur wenige in die Hochschulen vordringen. Dieses für das belgische Schulsystem charakteristische Phänomen wird „Wasserfallsystem“ genannt. Der frühe Start ins Bildungssystem mit zwei oder drei Jahren hat einen günstigen Effekt auf den Übergang in den akademischen Zweig der Sekundarstufe, die Probleme für die türkische zweite Generation kommen dann aber im weiteren Verlauf der Mittelstufe. Wenn die Schulleistungen der Jugendlichen (gemessen am Notendurchschnitt) in den akademischen Schulformen TSO und ASO nicht ausreichend sind, wird ihnen empfohlen, auf ein niedrigeres Niveau zu wechseln. Davon waren die türkischen Jugendlichen zweimal so häufig betroffen wie ihre Altersgenossen ohne Migrationshintergrund. Von immenser Bedeutung ist auch hier die erwartete praktische Unterstützung der Eltern in den schwächeren Schulfächern, die viele türkische Eltern nicht leisten können. Durch das „Wasserfallsystem“ wurden viele unserer Befragten in Belgien immer weiter nach unten „durchgereicht“ und

damit gezwungen, den Weg der beruflich orientierten Schulbildung zu gehen – ein Phänomen, das auch in Deutschland nicht unbekannt ist.

In den Niederlanden gibt es interessanterweise genau den umgekehrten Trend: Hier ist die Durchlässigkeit zwischen den Schulformen auch nach oben nicht nur theoretisch gegeben, sondern wird auch ausgiebig genutzt. Durch das oben erwähnte „Stapeln“ von Abschlüssen erreichen trotz der relativ frühen Selektion zwischen Grundschule und weiterführender Schule mit 12 Jahren und der hohen Zahl derjenigen, die nur das Äquivalent zu einer Hauptschulempfehlung erhalten, viel mehr Jugendliche später doch noch den Zugang zur Hochschulbildung. Drei Viertel der türkischen zweiten Generation – fast doppelt so viele wie in Deutschland – geht mit zwölf Jahren zunächst in die so genannte „vorbereitende mittlere Berufsbildung“ (vmbo), das Pendant zur deutschen Hauptschule. Von diesen geht dann aber nach dem Abschluss ein beachtlicher Teil weiter auf eine Art Berufsfachschule (MBO), deren Abschluss dann wiederum zum Besuch der Fachhochschule (HBO) berechtigt. Die Hälfte der 25 Prozent unserer Befragten in den Niederlanden, die in Hochschulbildung waren oder sie bereits abgeschlossen hatten, ist über diese „lange Route“ zur Hochschulbildung gekommen.

Auch in Deutschland ist dieses „Stapeln“ theoretisch möglich, die Möglichkeit wird aber viel seltener genutzt – warum? Hier gilt eben immer noch die duale Ausbildung als der Königsweg, obwohl er vor allem für Hauptschulabsolventen mit vielen Schwierigkeiten verbunden und bei vielen auch kaum realistisch ist. Als es vor etwa fünfzehn Jahren der deutschen Wirtschaft weit weniger gut ging als heute, waren Ausbildungsplätze für Hauptschüler das Erste, was wegfiel. Wo im Bildungswesen zweite und dritte Chancen nicht nur eher theoretisch vorhanden sind, werden diese von Kindern aus Einwandererfamilien dagegen besonders intensiv genutzt. Im Vergleich zu den Kindern aus niederländischen Familien ohne Migrationsgeschichte zum Beispiel ist dieser Weg von den Kindern aus türkischen Familien zweimal so oft beschritten worden. Die drei zusätzlichen Jahre bis zum Ziel erfordern dabei überdurchschnittlich viel Motivation und Stehvermögen.

Bestraft für ihre gering gebildeten Eltern?

In jedem der Schulsysteme, in denen unsere Befragten groß geworden sind, sind die Chancen und Hindernisse auf dem Weg unterschiedlich platziert. Auch die Eltern werden in jedem Schulsystem auf jeweils eigene Weise miteinbezogen. Das schon erwähnte System der Halbtagschulen in Deutschland und Österreich – es ist noch gar nicht lange her, da galt die Einführung der „verlässlichen Halbtagschule“ als enormer Fortschritt – verlagert einen wichtigen Teil der schulischen Arbeit – nämlich

die Hausaufgaben (sic!) – nach Hause und wirkt sich zum Nachteil aus für diejenigen Kinder, die niemanden haben, der ihnen ggf. beim Rechnen, Schreiben und Lernen helfen kann – sei es weil beide Elternteile voll arbeiten oder sie nicht über das entsprechende Bildungsniveau bzw. die Sprachkenntnisse verfügen. Genau das aber wird bzw. wurde in Deutschland und Österreich von den *Eltern* erwartet: eine aktive Hilfe bei den Hausaufgaben, wenn die Kinder am Mittag nachhause kommen. Diese Erwartung ist gegenüber Einwandererfamilien nicht geringer und deshalb können auch fehlende Deutschkenntnisse der Eltern der ausschlaggebende Grund dafür sein, dass am Ende der Grundschule statt einer Gymnasialempfehlung eine Real- oder gar Hauptschulempfehlung ergeht, weil sie ja dann ihr Kind auf dem Gymnasium nicht ausreichend unterstützen können! Das ist so selbstverständlich, dass die Absurdität und der Zynismus dahinter auch wohl meinenden Lehrerinnen und Lehrern an Grundschulen kaum auffallen. Sie bekommen aber auch in aller Regel gar nicht mit, was dann im weiteren Bildungsverlauf mit den Kindern passiert.

Wie Grafik 6 zeigt, ist der negative Zusammenhang zwischen dem Fehlen der elterlichen Hilfe einerseits und den Schulempfehlungen und den letztlich erreichten Abschlüssen der Kinder andererseits Nirgendwo so stark ausgeprägt wie in Deutschland und Österreich. Mit anderen Worten: nirgendwo in unserer Studie wurden die Kinder von türkischen Eltern so hart dafür bestraft, dass ihre Eltern nur über ein geringes Bildungsniveau verfügen. Die Chance, dass ein in Deutschland oder Österreich geborenes Kind türkischer Eltern das Gymnasium erreicht, wenn die Eltern bei den Hausaufgaben nicht geholfen haben bzw. nicht helfen konnten, liegt in unserer Umfrage bei unter zehn Prozent. Auf eine Hochschule hat es praktisch niemand geschafft – im Gegenteil: Fast die Hälfte der Kinder ohne elterliche Hilfe muss nach der EU-Definition als *Early School Leaver* gelten. Im krassen Gegensatz dazu ist die Situation in Frankreich, wo es von den türkischen Kindern, deren Eltern genauso wenig im Stande waren, ihnen bei den Hausaufgaben zu helfen (bzw. gewesen wären), vierzig Prozent – also beinahe die Hälfte – auf eine Hochschule geschafft haben. Die Ergebnisse in Schweden zeigen dagegen, dass es möglich ist, den Schulalltag so zu gestalten, dass die Frage, ob die Eltern ihr Kind unterstützen (können), indem sie bei den Hausaufgaben helfen, den Kontakt zur Schule suchen oder zumindest regelmäßig mit ihren Kindern über die Schule sprechen, auf den Schulerfolg der Kinder *keinen* Einfluss hat.

Neben der praktischen Hilfe bei Hausaufgaben und Lernen spielen für den Schulerfolg auch das Wissen und der Informationsstand über das Bildungssystem eine wichtige Rolle. Das niederländische Schulsystem ist zum Beispiel hoch kompliziert. Es gibt alleine sechs verschiedene Schulformen bei den weiterführenden Schulen, aber nur zwei davon ermöglichen den direkten Weg in die Hochschulbildung. Auch sind nicht alle Schulformen in jeder weiterführenden Schule vertreten und wenn ein

Schüler erst einmal auf einer der berufsbildenden Schulen ist, nimmt die Chance, jemals auf eine Hochschule zu kommen, trotz der oben genannten Durchlässigkeit im niederländischen System rapide ab. Eine Schulwahl aufgrund fehlender Informationen oder Sprachkenntnisse kann also zu erheblichen Verzögerungen führen oder sogar dazu, dass am Ende kein akademischer Abschluss erreicht wird. Auch hier sind Kinder aus Einwandererfamilien klar im Nachteil und das System tut nur sehr wenig, um diesen Nachteil auszugleichen.

Fallstricke und Sprungbretter

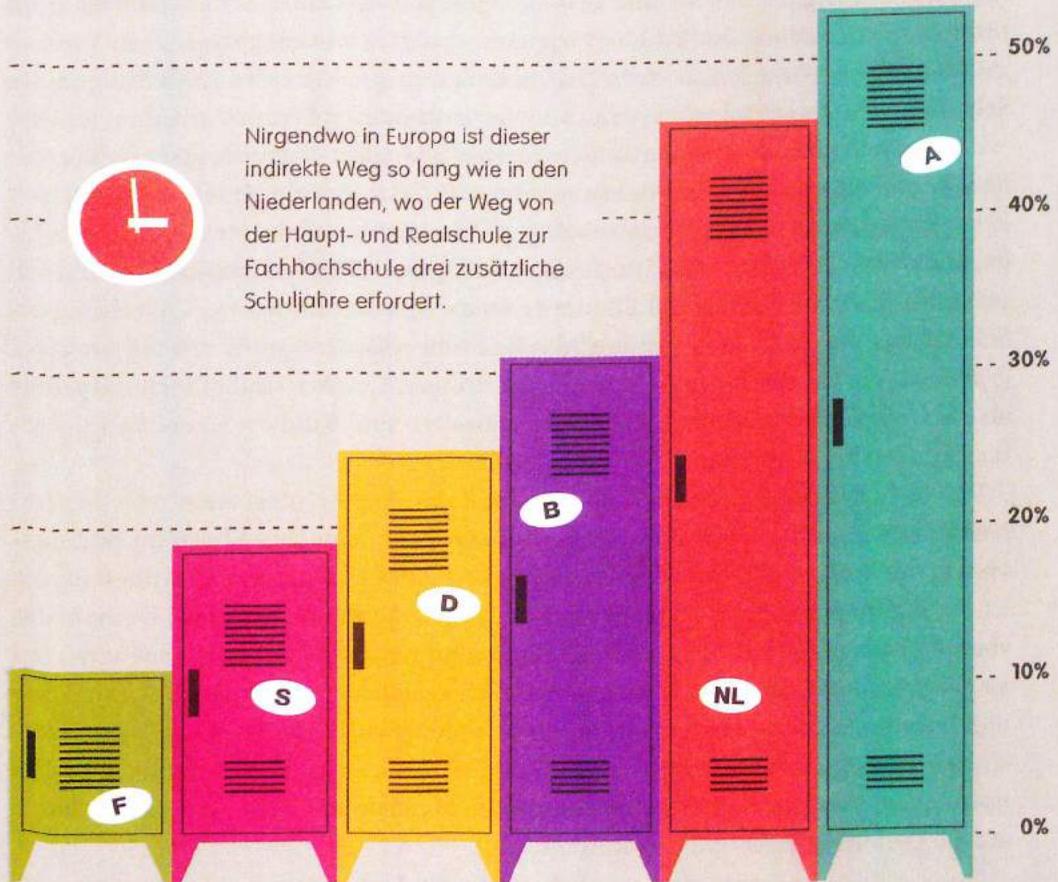
Die bisherigen Analysen zeigen, dass jedes Schulsystem seine Fallstricke hat. Es sind vor allem die allgemeinen Merkmale des Bildungssystems, die Erfolg oder Misserfolg in der türkischen zweiten Generation bestimmen. Der strukturelle Nachteil von Migrantenkindern baut sich dabei durch das Schulsystem hindurch stetig auf: Wenn ein Kind erst mit sechs Jahren in Kontakt mit einer Bildungseinrichtung kommt, ist es sofort mit einem Sprachrückstand konfrontiert, der es bis auf die weiterführende Schule begleiten oder in seiner Auswirkung sogar noch zunehmen wird. Halbe Schultage und eine frühe Festlegung des weiteren Schulverlaufs können dafür sorgen, dass der vorhandene Rückstand bei einem Kind mit zehn Jahren definitiv festgeschrieben wird und dann kaum noch rückgängig zu machen ist.

Es gibt aber in den meisten Bildungssystemen auch „Sprungbretter“, die es ermöglichen, die Weichen (wieder) richtig zu stellen. Und wenn es solche „Sprungbretter“ gibt, dann sind es die türkischen Familien, die besonders häufig diese Chancen beim Schopfe packen und den oft mühsameren Weg in die höheren Bildungsgänge auch tatsächlich gehen – und zwar in viel stärkerem Maße als Arbeiterfamilien ohne Migrationshintergrund, die im Grundsatz von denselben Selektionsmechanismen betroffen sind. Das können wir insbesondere in den Niederlanden beobachten, wo das Schulsystem mehr von diesen „Sprungbrettern“ bereithält als in Deutschland oder Österreich. Viel häufiger als Kinder aus Familien ohne Migrationsgeschichte haben es in unserer Umfrage die türkischen Kinder geschafft, auf dem erheblichen Umweg über verschiedene Berufsbildungsgänge doch zur Hochschulreife zu gelangen. Sie zeigten ein größeres Durchhaltevermögen und ihre Familien mehr Investition in Bildung.

Auch bei den positiven Effekten bauen die verschiedenen Stufen im Bildungssystem aufeinander auf. Eine frühe einsetzende und qualitativ gute frühkindliche Erziehung bereitet die Kinder durch das Erlernen der Zweitsprache Deutsch oder Niederländisch besser auf die Grundschule vor. Eine spätere Differenzierung der Schulformen nach Leistung bietet der zweiten Generation mehr Möglichkeiten, einen eventuel-

Grafik 6

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern, die auf dem indirekten Weg über die berufliche Bildung zur Höheren Bildung gekommen sind



Kinder aus Migrantenfamilien gehen diese lange Schritt-für-Schritt-Route doppelt so häufig wie Kinder ohne Migrationshintergrund.

len Rückstand aufzuholen, bevor die entscheidende Prüfungsphase für den Mittleren Abschluss kommt. Alternative, wenn auch längere Routen über berufsbildende Schulen und Ausbildungsgänge geben den so genannten „Spätblühern“ extra Zeit, um etwaige Rückstände aufzuholen, aber sie bieten auch den Weg zurück in die Allgemeinbildung. Es scheint eine allgemeingültige Regel zu sein, dass jede zeitliche Investition am Anfang der Bildungskarriere – so früh wie möglich in den Kindergarten, lieber ein Jahr länger Vorschule und eine möglichst späte Aufteilung in der Sekundarstufe – eine viel größere zeitliche Investition im späteren Verlauf vermeidet.

Die Ergebnisse unserer Studie für den Bereich Bildung stellen viele gängige Vorstellungen und Ideen über die Voraussetzungen für erfolgreiche Integration auf den Kopf. Im Fokus der Integrationsdebatte (vgl. Mannitz & Schneider 2014) stehen bis heute die Eltern und ihr Anteil am Bildungserfolg ihrer Kinder. Der Ländervergleich zeigt aber, dass der Einfluss der Bildungssysteme bzw. der konkreten Gestaltung des Schulalltags durch die Schulen und die institutionellen Aspekte von Bildung viel größer ist. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern sind manchmal größer als die Unterschiede zwischen Einwandererkindern und Kindern aus nicht migrierenden Familien in einem Land.

Was bedeutet dies für unsere Vision für die Zukunft der „Integration“ von Migrantenkindern? Zunächst einmal muss anerkannt werden, dass ihre Eltern im Bildungssystem nur bedingt eine aktive Rolle spielen können – und sollten. Elternbeteiligung ist wichtig im Sinne der Schule als ein Ort für gelebte Beteiligung und Demokratie, aber die Pädagogik darf nicht von der elterlichen Leistungsfähigkeit abhängen. Der zu erwartende Effekt von Maßnahmen für eingewanderte Eltern wie Sprachkurse und Informationsveranstaltungen zur Berufswahl ihrer Kinder ist deshalb mit Skepsis zu betrachten. Als Empowerment-Ansatz für die Eltern ja, aber nicht als Ersatz für notwendige Veränderungen im System und im Handeln der Schulen selbst in Bezug auf die Definition ihres Bildungsauftrags.

Positive Veränderungen sind möglich, wenn die Leitschnur für Anpassungen ist, dass in Zukunft auch Kinder von gering gebildeten Einwanderern gleichwertige Chancen erhalten und ihr schulischer Erfolg an *ihren tatsächlichen* Möglichkeiten und Talenten ausgerichtet wird. Der dramatisch niedrige Zugang zur gymnasialen Bildung in Österreich etwa kann nur verbessert werden, wenn viel mehr Einwandererkindern schon in jungen Jahren in Vorschule und Kindergarten mit der Sprache des Landes in Berührung kommen. Frankreich ist dafür ein gutes Beispiel. Deutschland könnte sich am Nachbarland Niederlande ein Beispiel nehmen und für mehr Möglichkeiten sorgen, von den berufsbildenden Schulen doch noch in allgemein bildende höhere Bildungsgänge zu gelangen. Ein Beispiel dafür wäre die gerade in vielen Bundesländern vorgenommene Zusammenfassung von Haupt- und Realschulen, aber sie sollten auch einen direkten Weg mindestens zur Fachhochschulreife

anbieten (die Alternative wäre die flächendeckende Einführung von Gesamtschulen mit eigener Oberstufe als ausschließliche zweite Schulform neben den Gymnasien. Das Beispiel Schweden spricht sogar eindeutig für die „Schule für alle“!). Die niederländischen berufsbildenden Schulen könnten sich wiederum ein Beispiel nehmen an der Schweiz und die Auszubildenden so begleiten, dass die viel zu häufigen Abbrüche in den Berufsbildungsgängen MBO-1 und -2 effektiv verhindert werden. Aber auch die Länder, die im Vergleich sehr gut abgeschnitten haben, können von den Erfahrungen der anderen lernen. In Schweden fällt zum Beispiel auf, dass viele Abiturienten nicht studieren und später eher gering qualifizierte Arbeit verrichten. Das schwedische Bildungssystem ist deutlich weniger auf den Arbeitsmarkt zugeschnitten als zum Beispiel das deutsche. Das deutsche System der dualen Berufsausbildung wäre also nicht nur für die Krisenländer im Mittelmeerraum interessant, es könnte auch in Schweden die Absolventen der Gymnasien besser auf den Arbeitsmarkt vorbereiten und ihnen so den Weg in qualifizierte Arbeit erleichtern.

Kapitel 4

Erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt

Eine kluge Stadt braucht alle Talente³

In den großen Städten haben die Hälfte bis zu zwei Drittel aller Jugendlichen und Kinder unter 18 Jahren einen so genannten „Migrationshintergrund“, d.h. sie sind Kinder oder Enkel von Einwanderern. Allein aus demographischen Gründen dürfen die Städte dieses Potenzial an Arbeitskräften und Talenten der Zukunft nicht vernachlässigen. Die Städte, denen es gelingt, es umfassend zu erschließen, werden über einen klaren Wettbewerbsvorteil gegenüber den Städten verfügen, denen zum Teil nicht einmal klar ist, welches Potenzial da in ihnen steckt. Die Zukunft der Großstädte ist eng verbunden mit dem sozialen Aufstieg der Kinder und Enkel der Einwanderer, der so genannten zweiten und dritten Generation.

In den deutschen Städten geht die erste Nachkriegsgeneration gerade in Rente, in zehn bis fünfzehn Jahren folgt dann die so genannte Babyboom-Generation der Geburtsjahrgänge 1959 bis 1967, die sich zurzeit auf dem Höhepunkt ihres beruflichen Lebens befindet und z.T. über ein Drittel größer ist als alle Generationen danach.⁴ In den großen Städten wird ein Löwenanteil der dann frei werdenden Arbeitsplätze in den mittleren und höheren Einkommensklassen von Kindern und Enkeln von Einwanderern besetzt werden. Der Soziologe Richard Alba spricht in diesem Zusammenhang von einer „Nicht-Nullsummen-Mobilität“ (Alba 2009): Das soll bedeuten, dass die zweite und dritte Generation Arbeitsplätze einnehmen wird,

³ Offizieller Slogan der Schulreform in Hamburg, 2010.

⁴ Die „Babyboomer“ entsprechen in den meisten anderen europäischen Ländern und den USA der deutschen 68er-Generation, weil dort der Babyboom schon mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eingesetzt hat. Sie erleben also bereits jetzt den demographischen Umbau, der in Deutschland erst kommen wird.

um die sie nicht mit den Altersgenossen ohne Migrationshintergrund konkurrieren muss. Diese neuen gesellschaftlichen Entwicklungen haben bisher in der Integrationsdebatte praktisch keine Rolle gespielt. Wir werden uns in diesem Kapitel einige der Städte anschauen, in denen bereits positive Entwicklungen in dieser Richtung zu beobachten sind.

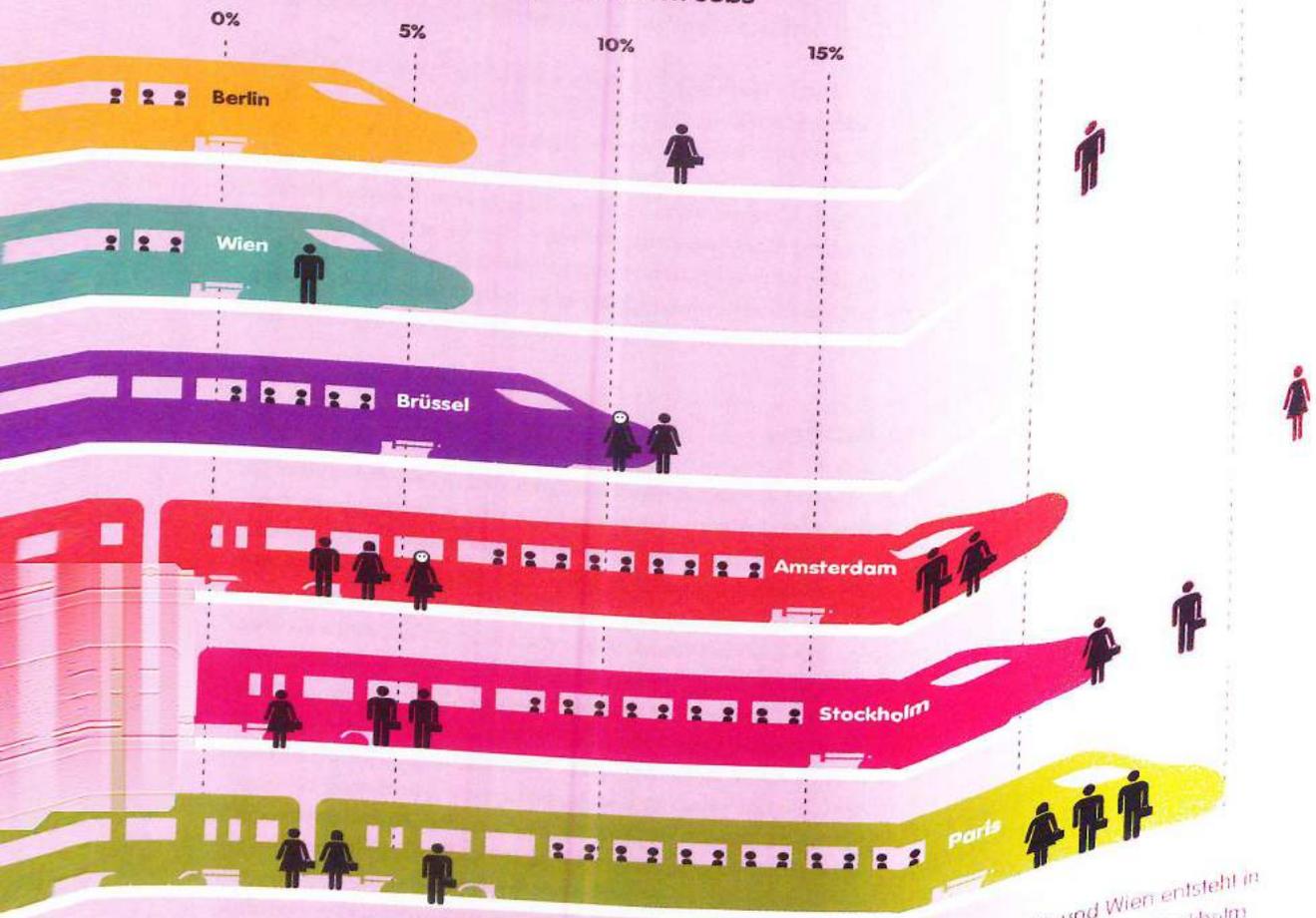
In Stockholm und Paris ist zum Beispiel der stark wachsende Anteil von Arbeitskräften, die aus Einwandererfamilien stammen, auch in den mittleren und höheren Segmenten des Arbeitsmarkts bereits unübersehbar. Der Anteil an den Jugendlichen ist in Berlin ähnlich hoch, allerdings zeigt sich hier der enge Zusammenhang zwischen erreichtem Bildungsniveau und den Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Durch die oben beschriebene Verhinderung höherer Bildungsabschlüsse ist dort die zweite Generation vom Zugang zu mittleren und höheren Positionen noch weitgehend abgeschnitten. Dieser Zusammenhang wird in den nächsten Abschnitten genauer unter die Lupe genommen.

Von der Kasse zur Filialleitung

Je kürzer die Schulkarriere ist, desto früher kommen Jugendliche auf den Arbeitsmarkt. Dafür stehen aber dann nur niedrig qualifizierte Jobs zur Verfügung, deshalb haben Kassierer/innen, Pizzakuriere, Imbissbuden-Mitarbeiter/innen und Arzthelferinnen lange Zeit das Bild der zweiten Generation in der Öffentlichkeit geprägt. Für die Jugendlichen selbst schien die Arbeit eine coole Alternative zur Schule – sie verdienten schließlich schon ihr eigenes Geld – aber viele wurden auch in den Schulen quasi zum Hauptschulabschluss gedrängt und hatten dann aufgrund der prekären Ausbildungssituation für Hauptschulabsolvent/inn/en kaum eine andere Möglichkeit, auf den Arbeitsmarkt zu gelangen.

Inzwischen sind aber auch die besser ausgebildeten Schüler/innen der zweiten Generation auf dem Weg in den Arbeitsmarkt. Nicht mehr nur die Kassier/innen haben einen türkischen Hintergrund, immer öfter gilt das auch für die Leitung der Filiale. In den Behörden der Stadt kommen nicht mehr nur die Raumpfleger/innen aus Einwandererfamilien, sondern auch die jungen Frauen und Männer in der Sachbearbeitung und den Referatsleitungen, die über die Gemeinden und Städte walten. Personen in noch höheren Positionen gibt es auch, aber noch sind sie wenige. Angehörige der zweiten Generation mit guten Schul- oder auch Hochschulabschlüssen finden wir in manchen Bereichen häufiger als in anderen, zum Beispiel in der EDV, in der freien Wirtschaft, im Gesundheitswesen und im Rechtssystem. Diese Bereiche entsprechen häufig Berufszweigen, die neben einer Tätigkeit im Öffentlichen Dienst schon immer für sozialen Aufstieg, ein gutes Einkommen und eine einigermaßen

Grafik 7
Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern:
Anteil derjenigen in gut qualifizierten Jobs



In Amsterdam arbeitet beinahe die Hälfte der gut Qualifizierten als Manager.

Im Gegensatz zu Berlin und Wien entsteht in der zweiten Generation in Paris, Stockholm und Amsterdam bereits eine zahlenmäßig bedeutende Mittelschicht.



gesicherte Zukunft gestanden haben. Der in naher Zukunft stark steigende Anteil in diesen Berufszweigen wird sich auch auf das allgemeine Bild der Migranten und ihrer Kinder in der Öffentlichkeit auswirken, ebenso wie auf den Arbeitsmarkt und auf das Bildungssystem.

Im Vergleich: Stockholm, Amsterdam, Berlin

Im vorherigen Kapitel zur Bildung haben wir vor allem unterschiedliche Ergebnisse für die Länder wiedergegeben. In diesem Kapitel stellen wir dagegen die Städte in den Fokus, weil sich im Gegensatz zu den Bildungssystemen die Arbeitsmarktsituation von kleinen oder großen Städten innerhalb eines Landes oft stark unterscheidet. Deshalb konzentrieren wir uns im Folgenden auf die Hauptstädte der sieben Länder in unserem Vergleich.

Die Zahl der jungen Erwachsenen aus Einwandererfamilien, die eine Stelle auf akademischem Niveau innehaben, ist insgesamt noch immer verhältnismäßig klein. Dennoch spiegeln sich die Unterschiede in den Bildungsergebnissen für die türkische zweite Generation in den Ländern auch in den Positionen auf dem Arbeitsmarkt wider. Der Prozentsatz der Befragten mit türkischem Hintergrund in einem Beruf auf Akademikerniveau liegt zum Beispiel mit 25 Prozent in Paris und 20 Prozent in Stockholm zweieinhalb bis dreimal so hoch wie in Berlin und Wien, wo es nur etwa 8 Prozent sind (siehe Grafik 7).

Allerdings sind die Unterschiede in der Beteiligung am Arbeitsmarkt der drei Länder geringer, als es nach den Ergebnissen der Analyse der Bildungsdaten zu erwarten gewesen wäre – wenn wir von einem einfachen linearen Zusammenhang zwischen Bildung und beruflicher Karriere ausgehen würden: In Frankreich und Schweden besuchten sechs- bis siebenmal so viele Jugendliche das Gymnasium wie in Deutschland.

Eine mögliche Erklärung ist, dass in Frankreich und Schweden zum Zeitpunkt der Untersuchung deutlich mehr Befragte noch auf der Universität waren und daher noch gar nicht versucht hatten, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Der Abstand dieser beiden Länder zu Deutschland wird also noch zunehmen. Dies ist aber nur ein Teil der Erklärung. Die weitaus stärkere Verbreitung von höheren Bildungsabschlüssen in Schweden und Frankreich führt auch zu einer ganz anderen Konkurrenzsituation zwischen der zweiten Generation und Jugendlichen ohne eingewanderte Eltern. Während in Deutschland die Jugendlichen der zweiten Generation bei der Suche nach den Ausbildungsstellen, die sie auch mit Hauptschulabschluss finden können, weitgehend unter sich sind (zum Beispiel im Frisörberuf und dem Backhandwerk), ist mit dem höheren Bildungsabschluss in Frankreich und Schweden auch der Konkur-

renzdruck auf der Suche nach einer dem Ausbildungsniveau entsprechenden Stelle höher. Viele Jugendliche sehen sich irgendwann gezwungen, eine Stelle unter Niveau zu akzeptieren.

Die zweite Generation türkischer Jugendlicher findet sich dementsprechend in ganz unterschiedlichen Positionen wieder, ganz nach den Möglichkeiten, die der Arbeitsmarkt jeweils zu bieten hat(te). In Schweden arbeiten beispielsweise viele gut ausgebildete Frauen der zweiten türkischen Generation bei den Gemeinden und den Städten, da die wohlfahrtsstaatliche Orientierung für zahlreiche Stellen im Sozialbereich und in der Pflegeversorgung sorgt. In Frankreich arbeiten die Frauen aus dieser Generation öfter in der freien Wirtschaft, da Frankreichs Sozialstaat viel weniger Angebote bereitstellt. In den Niederlanden findet die Teilnahme der zweiten Generation an der höheren Bildung vor allem auf den Fachhochschulen statt, während ihr Anteil an den Universitäten kaum über dem in Deutschland liegt. Deshalb finden wir noch immer nur wenige Angehörige der türkischen zweiten Generation in klassischen akademischen Berufen wie Medizin, Betriebswirtschaft oder Psychologie.

In allen Ländern ist die türkische zweite Generation signifikant häufiger davon betroffen, am unteren Ende des Arbeitsmarktes zu landen. Und hier gibt es offenkundig in jedem Land „typisch türkische“ Arbeitsmarktnischen: So arbeiten zum Beispiel die türkischen jungen Männer in Straßburg auffallend häufig als Bauarbeiter, in Stockholm dagegen beim Sicherheitspersonal oder als Taxifahrer. In Belgien finden wir sie auch mit geringer Schulbildung nicht selten im türkischen Mittelstand, nicht nur als Verkäufer in Einzelhandelsgeschäften, sondern auch auffallend oft als Eigentümer von kleinen Supermärkten oder Restaurants. In Amsterdam arbeitet dieselbe Gruppe eher auf dem Flughafen beim Fluggepäck oder im Frachtbereich. In all diesen Arbeitsbereichen sind die Arbeitsbedingungen in der Regel mit körperlicher Anstrengung und Schichtarbeit verbunden. Dafür werden sie aber relativ gut bezahlt. Wir können in diesen verschiedenen Arbeitsmarktnischen „türkische Netzwerke“ sehen, die viele derjenigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen auffangen, die wir im vorherigen Kapitel als „vorzeitige Schulabgänger“ identifiziert haben, die also entweder gar keinen Schulabschluss erreicht haben oder aber nach dem Mittleren Schulabschluss das Bildungssystem verlassen haben. Diese Jobs werden nicht selten über Bekannte und Verwandte vermittelt, die Kontakte laufen über die fein verästelten sozialen Netzwerke der türkischen Community.

Im nächsten Abschnitt schauen wir uns das in drei europäischen Städten genauer an. Die beträchtlichen Unterschiede in den jeweiligen Positionen auf dem Arbeitsmarkt verdeutlichen aber auch, wie die Chancen, die der zweiten Generation zur Verfügung stehen bzw. gestellt werden, durchwirken auf die Entwicklung der türkischen Community insgesamt in der jeweiligen Stadt.

Stockholm

Der positive Effekt eines breiten Zugangs zu den Universitäten ist in Stockholm deutlich spürbar. Wie Grafik 7 zeigt, arbeitet hier jeder vierte junge Erwachsene türkischer Herkunft in einem gut bezahlten und qualifizierten Beruf. Ein Teil befindet sich sogar im leitenden Management mit Führungsaufgaben gegenüber Untergebenen. Andere sind als Ingenieure tätig oder als universitär geschulte Lehrkräfte. Wir können in Stockholm also deutlich die Entstehung einer aufsteigenden türkisch-schwedischen Mittelschicht erkennen.

Daneben finden wir in Stockholm aber auch eine große Gruppe von Angehörigen der türkischen zweiten Generation, die zwar Abitur hat, aber weder Studium noch Ausbildung hat folgen lassen. Ein Teil von ihnen findet einigermaßen vernünftige Jobs in Verwaltungsfunktionen oder auf semiqualifizierten Verkäufer-Stellen. Dies betrifft insbesondere diejenigen, die auf dem Gymnasium eher die berufsorientierenden Fächer belegt hatten. Einige von ihnen finden einen Platz im technischen Bereich, wo sie weiter fortgebildet werden, oder sie machen vor dem Berufseinstieg noch eine kurze Ausbildung in der Krankenpflege oder als Zahnarzthelfer/in. Einer weiteren Gruppe aber gelingt es überhaupt nicht, den vergleichsweise hohen Schulabschluss auf dem Arbeitsmarkt umzusetzen, sie arbeitet als Wachmann oder einfache Verkäuferin im Einzelhandel. Auch das schwedische Modell funktioniert also nicht ohne Selektionsmechanismen, allerdings sind diese gegenüber den anderen Ländern erheblich nach hinten verschoben und setzen erst im Übergang zum Studium bzw. in den Arbeitsmarkt an.

Amsterdam

Die türkischen Eltern der zweiten Generation in Amsterdam verrichteten oftmals körperlich schwere Arbeiten für Hilfsarbeiter. Zahlreiche Väter arbeiteten zum Beispiel in den Amsterdamer Ford-Werken und ein beträchtlicher Teil der Mütter als Reinigungskräfte. Unter den Kindern dieser Eltern haben wir nur eine Frau gefunden, die ebenfalls als Putzfrau arbeitet, und nur jeder zwanzigste Mann ist als Fabrikarbeiter tätig. Die Arbeitswelt der türkischen zweiten Generation in Amsterdam ist also mit der ihrer Eltern überhaupt nicht zu vergleichen.

Die türkische zweite Generation in den Niederlanden ist vor allem in der höheren Berufsbildung, also an Fachhochschulen u.ä. stark vertreten. Dies erklärt die hohe Konzentration in Berufen, die dort gelernt oder studiert werden, d.h. sie arbeiten häufig in der Jugendarbeit und im Bildungs- oder Gesundheitssektor. Dazu gehören in den Niederlanden auch zum Beispiel Lehrer/innen für die Grund- und Mittelstufe, Sozialberater/innen an Schulen und Mitarbeiter/innen von Eltern-Kind-Zentren

oder Kindergärten. Eine von zehn arbeitenden türkischen Frauen der zweiten Generation ist pharmazeutisch-, medizinisch- oder zahnmedizinisch-technische Assistentin oder Krankenschwester.

Diese Frauen arbeiten sehr oft mit Kindern und/oder mit Patienten, die ebenfalls einen Migrationshintergrund haben. Die stark wachsende Zahl von Kunden, Klienten oder Patienten mit Migrationshintergrund ist ein wichtiger Grund dafür, dass auch Personal mit interkulturellem Hintergrund eingestellt wird: Diese Personen besitzen das kulturelle Kapital und die zusätzlichen Sprachkenntnisse, die sie für eine Funktion in diesen Bereichen prädestinieren und ihre Arbeitsmarktbeteiligung gesellschaftlich bedeutsam machen.

Das Angebot an Jobs und Arbeitsplätzen ist für Männer um einiges größer und unterscheidet sich auch stark von den Angeboten, mit denen Frauen hauptsächlich konfrontiert sind. Die gut ausgebildeten Männer in der türkischen zweiten Generation sind auffallend oft in Tätigkeiten als Consultant, PR-Manager oder Softwareingenieur zu finden. Auch ihr Einkommen ist meistens höher als das der gut ausgebildeten weiblichen Mitglieder der türkischen zweiten Generation in Amsterdam.

Berlin

Die wichtige Rolle, die die Bereiche Jugend, Soziales und Bildung in der Beschäftigung von jungen türkischen Frauen in Stockholm und Amsterdam spielen, finden wir in Berlin sehr viel weniger. Nur eine von zehn arbeitenden türkischen Frauen war in Berlin in einem dieser Sektoren beschäftigt. Das bedeutet indirekt natürlich auch, dass ihre oben beschriebene spezifische Expertise in diesen Sektoren weniger zur Verfügung steht. Der wichtigste Beruf der türkischen Frauen der zweiten Generation in Berlin ist Frisörin. Eine von acht arbeitenden Frauen ist in diesem Berufszweig tätig – was recht anschaulich den Unterschied zu Stockholm und Amsterdam illustriert. Der Anteil der Frauen in mittleren Positionen ist deutlich niedriger und die Frauen in prestigeträchtigen Berufen kann man in unserer Befragtengruppe in Berlin an einer Hand abzählen.

Auch die zweite Generation türkischer Männer tritt in Berlin viel öfter in die Fußspuren ihrer Väter als in den anderen beiden Städten. Drei von zehn türkischen männlichen Befragten in Berlin arbeitet in einer Fabrik, als Bauarbeiter oder im Gartenbau. Zusammen mit den Verkäufern im Einzelhandel und dem Personal im Hotel- und Gaststättengewerbe repräsentieren sie zwischen der Hälfte und zwei Dritteln der gesamten männlichen Arbeitsbevölkerung mit türkischem Hintergrund. Nur ein kleiner Teil hat sich zum Beispiel über den Handel mit Mobiltelefonen oder anderen elektronischen Geräten wirtschaftlich nach oben arbeiten können.

Emanzipation über den Arbeitsmarkt

Das noch immer weit verbreitete stereotype Bild türkischer Frauen wurde geprägt von der ersten Generation nachgeholter Ehefrauen, die nicht am öffentlichen Leben teilnahmen und wenn, dann nur als „kopftuchtragende Wesen“ ohne deutsche Sprachkenntnisse. Was hat dieses Bild mit der zweiten Generation zu tun?⁵ Viele hier geborene junge Frauen tragen ein Kopftuch, manche sogar, obwohl es die Mutter nicht tut oder getan hat. Was sagt das aus über die so genannte traditionelle Rollenverteilung in den türkischen Familien und der türkischen Community? Auch in diesem Punkt unterscheiden sich die Ergebnisse unserer Untersuchung von Land zu Land erheblich und lassen daher die Situation in jedem Land in einem anderen Licht erscheinen.

In Paris und Stockholm ist der bei weitem größte Teil der zweiten Generation türkischer Frauen – knapp 80 Prozent – fest in der Arbeitswelt verankert. Die meisten von ihnen, das gilt insbesondere für Schweden, arbeiten sogar Vollzeit. Demgegenüber stehen die Zahlen in Berlin und Wien, hier sind es gerade einmal etwas mehr als die Hälfte der Frauen, die auf dem Arbeitsmarkt zu finden sind (siehe Grafik 8). Entscheidend ist hier die Frage, ob die Frauen Kinder haben oder nicht: In Stockholm haben Kinder kaum einen Effekt auf die Arbeitsmarktsituation, in Deutschland und Österreich aber sind sie der wichtigste Grund für die Nicht-Teilnahme am Arbeitsmarkt. Zwei Drittel der zweiten Generation türkischer Frauen mit kleinen Kindern ist nicht in Lohnarbeit oder selbstständig, sie kümmern sich Vollzeit um die Familie.

Wie lassen sich diese großen Unterschiede innerhalb Europas erklären? In der öffentlichen Debatte in Deutschland und Österreich wird oft auf das konservative Familienbild in türkischen Familien verwiesen. Angesichts der Zahlen aus Schweden und Frankreich ist dies für sich allein kaum überzeugend: Warum sollte das Geschlechterrollen-Verständnis in gering gebildeten türkischen Familien dort anders sein als in Deutschland oder in Österreich?

Wenig überraschend ist der wichtigste Faktor zur Erklärung der Unterschiede: die Organisation der Kinderbetreuung. Auch hier gilt wieder, dass sich die negativen Wirkungen eines Systems nicht allein in Einwandererfamilien bzw. bei ihren Kindern äußern, aber doch stärker zu Buche schlagen als bei Familien ohne Migrationsgeschichte. Das sehr viel konservativere Verständnis vom Sozialstaat und der

5 Man kann durchaus die Frage stellen, inwieweit das Stereotyp auch die Situation der ersten Generation Frauen adäquat erfasst. Es wird unter anderem gerne vergessen, dass etwa ein Drittel der angeworbenen türkischen Arbeitnehmer/innen Frauen waren, die dann später ihre Männer nachgeholt haben.

Auch der Anteil der kopftuchtragenden Frauen dürfte in der Rückschau deutlich höher ausfallen, als er tatsächlich war. Die Situation junger weiblicher Arbeitskräfte ist zum Beispiel im Roman „Die Brücke am Goldenen Horn“ von Emine Sevgi Özdamar (1998) sehr anschaulich beschrieben.

Grafik 8

Frauen der türkischen zweiten Generation mit gering gebildeten Eltern, die nicht auf dem Arbeitsmarkt aktiv sind



In Deutschland kommt die Mehrheit der türkisch-deutschen Frauen überhaupt nicht auf den Arbeitsmarkt.



Die meisten türkisch-schwedischen Frauen arbeiten Vollzeit.



Funktion von sozialen Einrichtungen in Deutschland und Österreich im Vergleich zu Schweden sorgt dafür, dass der Zugang zu Kinderbetreuung eben nicht universal ist und besonders Frauen aus niedrigeren sozialen Schichten und – in noch stärkerem Maße – aus Einwandererfamilien effektiv vom Arbeitsmarkt fern gehalten werden. Andersherum gesagt: Die viel breitere Infrastruktur der Kinderbetreuung und ihre gute Zugänglichkeit (u.a. ist sie im Großen und Ganzen kostenlos) in Stockholm und Paris ermöglicht jungen Frauen egal welcher Herkunft die Vereinbarkeit von Karrierestart und Kindern – eine Möglichkeit, die die dortigen Frauen der türkischen zweiten Generation mit beiden Händen ergreifen und nutzen.

Die viel zu geringe Zahl der Einrichtungen für Kleinkinder in Deutschland und Österreich und die zum Zeitpunkt unserer Umfrage immer noch weit verbreitete Halbtagsschule – in Kombination mit einem viel kleineren Markt für Teilzeitarbeit als etwa in den Niederlanden – sind eine starke Barriere für den Zugang zum Arbeitsmarkt. Die im vorherigen Kapitel beschriebenen viel zu häufig viel zu niedrigen Schulabschlüsse der jungen Frauen machen nicht nur den Zugang zu qualifizierter und gut bezahlter Arbeit praktisch unmöglich, sie entlassen die Frauen auch schon in sehr jungen Jahren aus dem Bildungssystem. Diese jungen Frauen verfügen also sehr häufig weder über die Ausbildung noch die Reife sich dagegen zu wehren, nach dem Schulabschluss vor allem in der Hausarbeit und zur Versorgung von Familienangehörigen eingesetzt zu werden – eine optimale Vorbereitung nicht für den Arbeitsmarkt, aber für die Rolle als Ehefrau und Mutter. Wenn in den Familien traditionelle Rollenbilder vorherrschen, ist es für diese jungen Frauen sehr schwer, aus den möglicherweise entsprechenden Plänen der Eltern auszubrechen.

Ganz anders dagegen in Schweden: Hier ist das ganze Kinderbetreuungssystem darauf ausgerichtet, Frauen und Männer in gleicher Weise am Arbeitsmarkt teilhaben zu lassen – auch wenn sie kleine Kinder haben. Nicht zuletzt lässt sich ja der umfangreiche schwedische Sozialstaat nur finanzieren, wenn möglichst viele Menschen im arbeitsfähigen Alter auch möglichst in Vollzeit beschäftigt sind und Steuern und Sozialabgaben zahlen können. Der Kindergarten schlägt in Schweden so zwei Fliegen mit einer Klappe: Die kleinen Kinder profitieren von der frühen Betreuung, indem sie früh die schwedische Sprache lernen und auf den Gang durch das weitere Bildungssystem vorbereitet werden. Gleichzeitig ermöglicht es die Arbeitsmarktbeteiligung der Frauen. Die vom Staat finanzierte Kinderbetreuung rentiert sich durch die Frauen im Arbeitsmarkt und später dann durch die deutlich besseren Bildungsabschlüsse der Kinder. Sie stellt gleichzeitig einen Weg dar für den sozialen Aufstieg der zweiten Generation und ihrer Kinder und für die Emanzipation der Frauen.

In den Niederlanden müssen die Kosten für die frühkindliche Betreuung dagegen zum größten Teil von den Eltern selbst getragen werden. Das verdiente Geld aus einem mehr oder weniger schlecht bezahlten Teilzeitjob kann diese Kosten kaum

ausgleichen, deshalb bleiben viele Mütter lieber mit den Kindern zuhause und stehen mit ihrem Talent und Potenzial dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung. Trotz des viel breiteren Marktes für Teilzeitjobs in den Niederlanden liegt deshalb der Anteil der arbeitenden Frauen türkischer Herkunft mit Kindern dichter an Deutschland und Österreich als an Schweden und Frankreich.

In den Familien machen arbeitende Frauen den Unterschied!

Wir haben bis hierher vor allem die individuelle soziale Mobilität von Männern und Frauen der zweiten Generation betrachtet. Wir richten nun den Blick auf die Familien, denn die oben beschriebene Beteiligung der Frauen mit Kindern am Arbeitsmarkt hat natürlich einen großen Einfluss auf das Familieneinkommen.

Die jungen türkisch-schwedischen Familien in Stockholm sind hier am besten dran, sie verfügen am häufigsten über zwei Einkommen (siehe Grafik 9). Bei mehr als zwei Drittel von ihnen arbeiten beide Partner. Im Gegensatz dazu „entscheidet sich“ die Mehrheit der türkischen Familien in Berlin und Wien für das klassische Modell des männlichen Alleinverdieners. In den anderen Ländern arbeitet der Mann in der Regel Vollzeit und die Frau Teilzeit.

Wenig überraschend ist das zur Verfügung stehende Familieneinkommen am höchsten, wenn auch die Frau Vollverdienerin ist. Diese Familien haben zum Beispiel in den Niederlanden ein Nettoeinkommen von monatlich etwa 2.700 Euro. Das gibt die Möglichkeit, ein typisches städtisches Mittelschichtleben zu führen. Wenn die Frau nicht arbeitet, liegt das verfügbare Nettoeinkommen rund 1.200 Euro niedriger – ein enormer Unterschied!

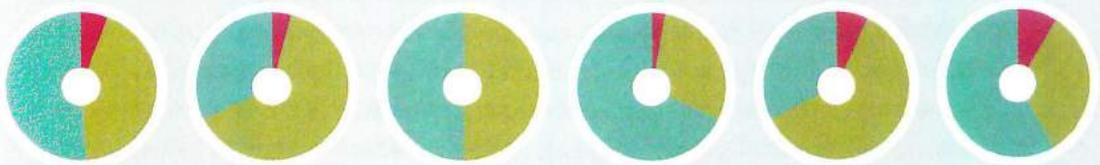
Das höhere Familieneinkommen gibt Bewegungsspielraum, nur mit zwei Gehaltseinkommen ist in der Regel ein komfortables Leben in der Stadt möglich. Der Anteil der jungen türkischen Frauen, die arbeiten gehen, ist deshalb von entscheidender Bedeutung dafür, ob das verfügbare Einkommen über die Grundbedürfnisse hinaus ausreicht, um etwa Wohneigentum zu erwerben oder qualitativ hochwertige Wohnungen mieten und jedem Kind ein eigenes Zimmer und einen Computer ermöglichen zu können. Der Trend ist übrigens in allen untersuchten Ländern derselbe, kurz gesagt: Es sind die arbeitenden Frauen, die den Unterschied machen. Doppelverdienende Familien der zweiten Generation besitzen häufiger eine Eigentumswohnung oder ein Einfamilienhaus und sie wohnen häufiger in Mittelschichtvierteln. In einigen Städten kaufen diese Familien nicht selten auch Neubauwohnungen in den typischen Stadtteilen mit hohem Migrantanteil.

In Amsterdam zum Beispiel profitieren sie von der großflächigen Erneuerung und Gentrifizierung dieser Viertel, bei der ganze Wohnsiedlungen renoviert und zum Kauf

Frauen der türkischen zweiten Generation mit gering gebildeten Eltern: Zahl der Einkommen im Haushalt

-  beide Partner haben ein Einkommen aus bezahlter Arbeit
-  1 Einkommen aus bezahlter Arbeit

-  kein Einkommen aus bezahlter Arbeit



Amsterdam

Berlin

Paris

Stockholm

Wien

Zürich



Das Familieneinkommen ist im Durchschnitt 1.200 Euro niedriger, wenn die Frau nicht arbeitet.

angeboten werden. In Stockholm dagegen verlassen diese Familien eher die entsprechenden Stadtviertel und kaufen oder mieten ihre Wohnungen in neuen gemischten Mittelschichtsvierteln. In Berlin bietet ein höheres Einkommen die Möglichkeit, vor allem besser renovierte und größere Wohnungen zu mieten. Auch hier ziehen viele junge Familien aus den heruntergekommenen Vierteln in Neukölln oder dem Wedding weg, in denen sie groß geworden sind, aber sie bleiben gerne innerstädtisch und in gemischten Vierteln, zum Beispiel in Tempelhof oder Schöneberg. In Belgien besitzt häufig schon die erste Generation eine Wohnung, aber diese Wohnungen liegen oftmals in sozial benachteiligten und vernachlässigten Stadtteilen. Die aufstrebende neue Generation tendiert daher dazu, diese Stadtteile zu verlassen und Wohnungen am Rande der Stadt in besser unterhaltenen Wohngebieten zu kaufen.

Die Mobilität auf dem Wohnungsmarkt wirkt sich auch auf die Kinder der zweiten Generation aus: In größeren Wohnungen haben sie eher ein eigenes Zimmer, aber sie gehen auch meist auf bessere Schulen, die anschließend bessere Möglichkeiten der höheren Bildung schaffen. Noch einmal: Es sind die arbeitenden Mütter, die mit ihrem Beitrag zum Familieneinkommen der dritten Generation die Chance eröffnen, den Nachteilen von armen Stadtteilen und Schulen mit niedrigem Lernniveau zu entkommen. Und es sind Stadtplanung und Wohnraumpolitiken, die darüber entscheiden, ob sie aus den bisherigen Vierteln wegziehen (müssen) oder zur sozialen Mobilität des Stadtteils beitragen können.

Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt

Im Gegensatz zu erwachsenen Personen, die selbst migriert sind und häufig Probleme mit der Anerkennung und Übertragbarkeit ihrer Bildungsabschlüsse und Berufsausbildungen haben, ist die zweite Generation in Europa aufgewachsen, zur Schule gegangen und ausgebildet worden. Sie sollte also im Grunde genommen keine speziellen Schwierigkeiten haben, Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden.

Die Wirklichkeit sieht leider anders aus: Die zweite Generation arbeitet in allen Ländern unserer Umfrage sehr häufig unter ihrem Ausbildungsniveau und sie ist öfter arbeitslos als ihre Altersgenossen ohne Migrationshintergrund – auch bei exakt derselben Qualifikation. Dazu im Folgenden einige der auffälligsten Ergebnisse unserer Studie: In Deutschland finden wir junge Erwachsene mit türkischem Hintergrund in der Altersgruppe 25-29 Jahre mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung und Arbeitserfahrung aus Praktikum und Ausbildung zweimal so häufig wie ihre Altersgenossen ohne Migrationshintergrund auf Stellen für ungelernete Arbeiter. In den Niederlanden sehen sich gut ausgebildete Türken der zweiten Generation in derselben Altersgruppe viermal so häufig mit Arbeitslosigkeit konfrontiert. In Belgien

arbeitet nur die Hälfte der türkischen Respondenten mit derselben Ausbildung auch auf demselben Niveau. In Schweden ist die türkische zweite Generation mit Abitur fünfmal so oft arbeitslos wie ihre ehemaligen Mitschüler schwedischer Herkunft. Und in Österreich finden vorzeitige Schulabgänger, die nicht aus Einwandererfamilien stammen, zweimal so schnell wie diejenigen mit türkischem Hintergrund eine qualifizierte Arbeit.

Es gibt immer mehr überzeugende Hinweise darauf, dass Rassismus und Diskriminierung bei der Stellenvergabe eine Rolle spielen und die zweite Generation dadurch systematisch benachteiligt wird. Es wurde in Studien inzwischen mehrfach nachgewiesen, dass bei ansonsten identischen Bewerbungen Marie und Lukas schneller und eher zum Jobinterview eingeladen werden als Elif und Sergej. Bei einer Studie in den Niederlanden bezifferte die Arbeitspsychologin Eva Darous diesen Nachteil mit einer 22 Prozent geringeren Chance eingeladen zu werden, wenn der Name nicht niederländisch aussieht.

In den Großstädten können es sich Arbeitgeber für die unteren Segmente des Arbeitsmarktes kaum noch leisten, junge Menschen mit fremd klingenden Namen auszuschließen, weil sie das Gros der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte stellen. Bei den besser bezahlten Jobs ist die Konkurrenz dagegen größer und das öffnet Raum für Diskriminierung und irrationale Kriterien bei der Vergabe dieser Stellen. Es ist ernüchternd und frustrierend, dass ausgerechnet die jungen Menschen, die ihre Bildungskarriere am beharrlichsten vorangetrieben und am erfolgreichsten abgeschlossen haben, am häufigsten mit Diskriminierung beim Zugang auf den Arbeitsmarkt konfrontiert sind.

Die Hälfte unserer Befragten der türkischen zweiten Generation hat über Diskriminierungserfahrungen bei der Arbeitssuche berichtet. Davon besonders betroffen sind junge Frauen, die Kopftuch tragen. Sie sind öfter arbeitslos und erfahren nach eigener Wahrnehmung zweimal soviel Diskriminierung wie ihre Altersgenossinnen mit gleicher Qualifikation, aber ohne Kopftuch. Qualitative Untersuchungen mit denselben Befragten zeigen, dass diese Zahl eher untertrieben ist. In Interviews mit gut ausgebildeten Angehörigen der zweiten Generation sind diese im Allgemeinen sehr zurückhaltend dabei, Absagen auf Bewerbungen mit ethnischer oder religiöser Diskriminierung in Verbindung zu bringen (Rezai et al. 2012).

Ein weiteres Problem ist, dass darüber kaum diskutiert wird. Über die schlechten schulischen Leistungen von Migrantenkindern wird in den meisten Ländern seit Jahren heftig diskutiert. Sie sind nicht selten auch der Ausgangspunkt von Diskussionen über vorgeblich gescheiterte Integration und fehlende Teilhabe von Einwandererfamilien. Im Vergleich dazu findet eine öffentliche Debatte über Benachteiligungen im Zugang zum Arbeitsmarkt praktisch nicht statt. Warum ist das so? Warum ist das Thema Diskriminierung in der Integrationsdebatte quasi mit einem Tabu belegt?

Vielleicht weil es die Perspektive verschiebt und deutlich macht, dass zu einer wirklichen Teilhabe der Einwanderer und Einwanderinnen und ihrer Kinder auch gehört, dass Räume geöffnet werden. Es ist natürlich einfacher, von „Integrationsverweigerung“ zu sprechen – also den Ball den Migrant/inn/en selbst zuzuspielen – als von gesellschaftlichen Strukturen, die eine gleichberechtigte Teilhabe effektiv verhindern.

Ethnische Unterklasse oder moderne Yuppies?

Die relativ hohe und aktuell steigende Arbeitslosigkeit unter jungen Menschen mit Migrationshintergrund in vielen europäischen Ländern ist eine der großen Unbekannten beim Blick auf die weiteren Entwicklungen in der nahen Zukunft. Die noch relativ moderaten Zahlen der TIES-Studie entsprechen einer Momentaufnahme von knapp vor der finanziellen Krise in Europa. Seitdem sind die Arbeitslosenzahlen enorm gestiegen. In den Niederlanden ist heute einer von drei jungen Erwachsenen türkischer oder marokkanischer Herkunft arbeitslos. In nur fünf Jahren hat sich diese Zahl verdreifacht (Forum 2012).

In Frankreich ist die Situation besonders besorgniserregend. Schon zum Zeitpunkt unserer Erhebung lag die Arbeitslosigkeit der türkischen zweiten Generation in Frankreich mit 16 Prozent sehr hoch, vor allem wenn man das vergleichsweise hohe Bildungsniveau betrachtet. In keinem anderen Land verläuft aber der Übergang von der Schule in den Beruf für die zweite Generation so problematisch wie in Frankreich. Das betrifft nicht nur die Kinder von Migranten, auch unter jungen Menschen ohne Migrationshintergrund ist die Arbeitslosigkeit eine der höchsten im europäischen Vergleich. Viele türkisch-französische Jugendliche sind nach Abschluss der Schule erst einmal lange arbeitslos. Am meisten betroffen von der wirtschaftlichen Krise sind in ganz Europa die *Early School Leavers*, und die Einwandererfamilien trifft es dann noch härter.

Die Frage ist nun, was dies für die weitere Zukunft bedeutet. Wo sehen wir die türkische zweite Generation – die hier exemplarisch stehen kann für viele weitere Gruppen von Einwandererkindern – in ein bis zwei Jahrzehnten und wo ihre Kinder? Wird es Städte geben, in denen sich eine Art „ethnische Unterklasse“ bildet, während wir es in anderen Städten eher mit einer neuen aufsteigenden Mittelschicht zu tun haben, die sich teure Eigentumswohnungen in den Stadtteilen der Reichen kauft?

Beinahe die Hälfte der verheirateten Schweden mit türkischer Herkunft in unserer Studie sagt, dass sie „komfortabel und angenehm“ leben. Diese Feststellung trifft auch etwa ein Drittel der verheirateten Türken der zweiten Generation in Frankreich und noch jeder Fünfte in der Schweiz. In allen anderen Ländern liegt dieser Anteil deutlich geringer. In Österreich zum Beispiel finden nur fünf Prozent, dass sie ein

komfortables Leben führen. In Deutschland sind es immerhin 15 Prozent. In Österreich finden wir auch die größte Gruppe derjenigen, die angibt, vom Familieneinkommen nicht leben zu können.

Die türkische zweite Generation in Schweden und Frankreich besitzt gute Bildungsabschlüsse und kommt – wenn sie in Frankreich nicht zu den Arbeitslosen gehört – einigermaßen gut zurecht. Das liegt vor allem am hohen Anteil arbeitender Frauen, die für ein höheres Gesamteinkommen in den Familien sorgen. Es ist damit zu rechnen, dass die Zahl der Doppelverdiener in Frankreich und Schweden in Zukunft sogar noch steigen wird. Trotz der schwierigeren ökonomischen Gesamtsituation starten die Kinder aus diesen Familien aus einer sehr viel günstigeren sozialen Situation ins Leben als in Deutschland und Österreich, wo viele junge Frauen gar nicht arbeiten und die jungen Männer häufig über niedrig dotierte Jobs nicht hinauskommen.

Dadurch dass die gesellschaftlichen Debatten über „Integration“ oder „Inklusion“ beinahe ausschließlich national geführt werden, bleiben die „gesellschaftlichen Verhältnisse“ in der Diskussion weitgehend außen vor. Der Blick ist automatisch vor allem auf die Einwanderergruppen selbst und vermutete familiäre soziale oder gar kulturelle Faktoren gerichtet. Die in diesem Buch bisher beschriebenen Unterschiede zwischen den Ländern bei jungen Erwachsenen mit derselben Herkunft (die Eltern sind in der Türkei geboren) und derselben sozialen Ausgangsposition (geboren im Einwanderungsland als Kinder von Eltern mit geringer formaler Bildung) lassen sich aber nur erklären, wenn „die Gesellschaft“ und ihre Institutionen wie zum Beispiel das Bildungssystem und diskriminierende Strukturen auf dem Arbeitsmarkt in die Suche nach einer Erklärung miteinbezogen werden. Die Ergebnisse unserer Untersuchung zeigen aber auch, dass eine erfolgreiche Inklusion in der zweiten Generation *möglich* ist – wenn das Bildungssystem und die soziale Infrastruktur entsprechend gestaltet sind.

Darüber hinaus fällt auf, dass in der Diskussion – und der Verbildlichung von „Integrationsproblemen“ – vor allem die männlichen Jugendlichen im Fokus stehen. Unsere Studie zeigt dagegen, dass es die jungen Frauen sind, die die entscheidende Rolle spielen. Um es auf einen Punkt zu bringen: Die Gesellschaften, denen es gelingt, den Töchtern der Einwanderer gute Bildungschancen und – dank einer guten Kinderbetreuung – die Möglichkeit zu bieten, Arbeit und Familie zu verbinden, sind diejenigen, die der Geschichte ein Happy End geben können. Die Länder aber, die diesen Punkt vernachlässigen, sind auf dem besten Wege dazu, eine neue potenzielle Unterklasse zu erschaffen – mit Folgen, die sich noch über Generationen manifestieren werden.

Die Emanzipation der zweiten Generation

In einigen Ländern sehen wir also eine beachtliche soziale Mobilität in den türkischen Familien. Diese sozialen Aufsteiger durchlaufen dabei einen wichtigen Prozess der Emanzipation. Junge Frauen der türkischen zweiten Generation sind nach dem Erreichen des Abiturs stark motiviert, diese langjährige Investition in eine gute Schulausbildung auch weiter umzusetzen und an einer Hochschule zu studieren. Sind sie einmal an der Universität, dann ist die erste Priorität das Studium selbst und nicht die Suche nach einem geeigneten Ehepartner. Auch für eher konservative Eltern ist dies ein legitimer Grund, nicht auf eine frühe Eheschließung zu drängen. Und selbst wenn früh geheiratet wird, dann wird zumindest die Gründung der Familie hintenan gestellt. Dieselbe Frage stellt sich dann aber erneut nach dem Studium. Naheliegenderweise haben die meisten Studierenden nach dem Abschluss den Wunsch und das Bedürfnis, ihr Wissen nun auch anzuwenden und vor der Gründung einer Familie erst einmal den Zugang in den Arbeitsmarkt zu schaffen – ein unter Hochschulabsolvent/inn/en ohne Migrationshintergrund sehr vertrautes Phänomen, das wir auch in unseren Zahlen zu jungen Menschen mit türkischem Hintergrund wiederfinden.

Nach Abschluss des Studiums sind die jungen Frauen dann auch in einem Alter, in dem sie viel selbstverständlicher autonome Entscheidungen treffen wollen und auch durchsetzen können. Die Untersuchungsergebnisse lassen aber auch erkennen, dass mit dieser individuellen Entwicklung ein Emanzipationsprozess einhergeht, der mit Hilfe einer aufgezwungenen Anpassungspolitik von oben nicht zu erreichen ist. Die erfolgreiche zweite Generation unterscheidet sich stark in ihren Auffassungen zu allen möglichen gesellschaftlichen Themen von den weniger Erfolgreichen. In allen Städten stellen sie jeweils den progressivsten Teil der Community: Sie propagieren am lautesten das Recht der Frauen auf einen eigenen Beruf – und zwar Männer und Frauen gleichermaßen. Sie haben auch die liberaleren Einstellungen zu schwierigeren Themen wie Sexualität. In Frankreich finden die erfolgreichen Frauen und Männer doppelt so häufig wie diejenigen mit niedrigem Bildungsabschluss, dass Frauen auch, wenn sie kleine Kinder haben, einer bezahlten Arbeit nachgehen sollten. Sie haben auch doppelt so häufig kein Problem damit, wenn es eine Frau ist, die den Betrieb leitet und Männer als Untergebene hat. Diese Tendenz finden wir in allen untersuchten Ländern. Wir sind überzeugt davon, dass diese Einstellungen nicht aus Anpassungsforderungen an eine wie auch immer geartete „nationale Norm“ oder „Leitkultur“ entstehen, sondern nur wenn die Bereitstellung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und gleichen Chancen für eine persönliche Entfaltung der Einzelnen gewährleistet ist.

Wir haben in der Einleitung zu diesem Buch festgestellt, dass aus unserer Sicht die Integrationsdebatte in einer Sackgasse steckt. Einerseits gibt es in allen Ländern

rechte Populisten, die sich schwer damit tun, die demographische Wirklichkeit anzuerkennen. Andererseits enthalten auch die Programme der etablierten Parteien als Grundidee die Forderung nach Anpassung der Einwanderer und Einwanderinnen und ihrer Kinder an die liberalen und progressiven Werte der Gesellschaft – eine Forderung, die von der demographischen Realität in zweierlei Hinsicht schon längst überholt worden ist: Zum einen lässt sich weder die Emanzipation noch die Verinnerlichung von Werten wie die Gleichheit von Mann und Frau oder das Recht auf eine selbstbestimmte Sexualität erzwingen. Zum anderen wirkt die Forderung nach Anpassung an diese Werte zunehmend hohl, wenn ihr nicht der erkennbare Wille der – noch – Mehrheitsgesellschaft gegenübersteht, sich auch selbst zu verändern und zu öffnen. Genau das hat unsere Studie gezeigt: Bei gleichen Chancen auf Teilhabe werden diese Chancen mit beiden Händen ergriffen und auch die progressiven Werte der emanzipatorischen Gesellschaft sehr weitgehend übernommen. Dort aber, wo die zweite Generation in die Marginalität gedrängt wird und die Heuchelei in der Verteidigung emanzipatorischer Werte allzu deutlich ist, sind es eher die konservativen oder traditionalistischen Werte, die übernommen werden – nicht selten ist dann die zweite Generation sogar noch konservativer als ihre Eltern.

Kapitel 5

Generation Mix

Bildung kann ein Sprungbrett zur Emanzipation sein. Die aufstrebende Mittelschicht türkischer Herkunft in Stockholm und Paris verdankt ihren Aufstieg vor allem den guten Bildungschancen in den beiden Ländern. Die in anderen Bildungssystemen deutlich gewordene Ungleichheit „produziert“ dagegen viel zu große Gruppen von Personen, die über die relativ marginalisierte Position ihrer „Gastarbeiter“-Eltern kaum hinauskommen. Wir sehen also eine Polarisierung in der zweiten Generation, die den Ausgangspunkt bildet für die beiden an den französischen Politologen Dominique Moïsi angelegten Zukunftsszenarien, die wir im ersten Kapitel vorgestellt haben.

Das idealtypische Zukunftsszenario von „Empowerment und Hoffnung“ ist ein durchaus realistisches Ziel für diejenigen Städte, die Neuankömmlingen und ihren Kindern gleichwertige Chancen bieten, die Rassismus aktiv bekämpfen und in denen ein weltoffenes Klima herrscht, das nicht nur Lippenbekenntnis ist. In anderen Städten, die selbst den Nachkommen von Einwanderern und Einwanderinnen kaum Chancen auf Aufstieg und soziale Teilhabe bieten, tendieren die verschiedenen ethnischen Gruppen dazu, sich in der eigenen Community „einzuigeln“ – aber das gilt noch mehr für die im Selbstverständnis „einheimische“ Mehrheitsbevölkerung. Interethnische Kontakte und Beziehungen kommen in diesen Städten eher mühsam zustande und es gibt nur wenige enge Freundschaftsbeziehungen über die fortlaufend ethnisch definierten Grenzen hinweg. Hier droht das „Szenario von Angst und Demütigung“ zu einer *self-fulfilling prophecy* zu werden: Es ist die Angst vor dem Verlust des sozialen Zusammenhalts und des Gefühls von Zuhause-Sein, die – angefeuert von Sarrazinisten, Rechtspopulisten und so genannten Islamkritikern – vor allem die Noch-Mehrheitsbevölkerung dazu bringt, sich der superdiversen großstädtischen Realität in die Illusion der homogenen Vorstadt zu entziehen und damit genau die Tendenzen zu befördern, vor denen sie sich fürchtet.

Der Übergangsperiode zu einer *Majority Minority-Stadt* kommt für die Richtung, in die sich die Stadtgesellschaft entwickelt, eine Schlüsselrolle zu. Die Tatsache, dass die so genannte „Mehrheitsgesellschaft“ ihre demographisch und gesellschaftlich dominante Position bald verlieren wird (oder bereits verloren hat), bietet große

Chancen für eine gesellschaftliche Entwicklung in Richtung auf mehr gesellschaftliche Gerechtigkeit – von der weit mehr als nur die Einwanderer und ihre Kinder profitieren können. Die Verschiebung der tatsächlichen Machtverhältnisse *kann* zu einer gerechteren Verteilung und mehr Respekt unter den verschiedenen ethnischen, aber auch sozialen Gruppen führen. Die große Gefahr besteht darin, dass sich die soziale Ungleichheit gewissermaßen „ethnisiert“, die ethnischen Grenzen also gleichzeitig soziale Grenzen abbilden. In diesem Fall wird die gesellschaftliche Polarisierung stark zunehmen. Die Mittelschicht aus der alten Mehrheitsgruppe ist meist die erste, die sich in ihre selbst gewählten Ghettos zurückzieht.

Für diese Mittelschichten ist es von geradezu identitärer Bedeutung, dass ihre Kinder auf Schulen gehen, die einen „niedrigen Migrantenteil“ aufweisen und als „bessere Schulen“ gelten. Häufig handelt es sich dabei um so genannte altsprachliche oder humanistische Gymnasien, die stolz darauf sind, einen eher altmodischen Unterrichts- und Erziehungsstil zu pflegen und auf Auslese zu setzen. Die gesellschaftlich-integrative Leistung dieser Schulen ist gering, der Anspruch ist aber auch eher das Gegenteil. Allerdings ist die als Aushängeschild fungierende Leistungsorientierung in vielen Fällen mehr der engen Auswahl der Schülerinnen und Schüler als der tatsächlichen pädagogischen Leistung geschuldet. Die bundesweit beachtete Auseinandersetzung um die Schulreform in Hamburg ging auf diese Identitäts- und Statuspolitik der oberen Mittelschichten zurück: Sie wurde ausschließlich um den Teilaspekt der Reform geführt, dass die Gymnasien die ersten beiden Jahrgänge an die Grundschulen hätten abgeben sollen – an die einzige Schulform in Deutschland, die mit international anerkanntem Erfolg die Kinder schicht- und kulturübergreifend auf die weitere Bildungslaufbahn vorbereitet. Aus Sicht der Gegner der Schulreform war genau dieses „Gleichmacherische“ das Problem: Die großstädtischen Grundschulen eignen sich – wenn überhaupt – nur informell dazu, eine Abgrenzung entlang sozialer und ethnischer Grenzen vorzunehmen. Es ist in erster Linie die Rolle der „Schule als Statussymbol“, die Deutschland seit Jahren auf peinliche mittlere Ränge in internationalen Vergleichsstudien und Bildungsrankings verweist und effektive Reformbestrebungen auf der Grundlage von wissenschaftlichen Erkenntnissen und jahrzehntelangen guten Erfahrungen in Deutschland und anderswo behindert. Wieder eine *self-fulfilling prophecy*: Das Festhalten an schulischen Strukturen, die Chancengerechtigkeit eher verhindern als fördern, greift die Ängste bürgerlicher Eltern vor der integrativen und inklusiven Schule auf und verstärkt sie gleichzeitig.

Wo kommst Du her?

In einem schon zum Klassiker avancierten Cartoon von TOM wird ein junger Mann mit schwarzer Hautfarbe aufgefordert, gefälligst dahin zurückzukehren, „wo er herkommt“. Die verwunderte Antwort des jungen Mannes: „Wat soll ich in Dortmund?“ Die Obsession mit der Herkunftsfrage, sobald jemand ein Äußeres, einen Sprachakzent oder einen Namen hat, der nichtdeutsch konnotiert ist, ist ein Dauerbrenner in Texten und Kabarettsketchen von Angehörigen der zweiten Generation. Kaum etwas gilt als so charakterisierend dafür, dass „die Deutschen“ das mit der Einwanderungsgesellschaft noch nicht richtig verstanden haben, wie diese so scheinbar harmlose Frage. Der Kabarettist und Autor Mutlu Ergün etwa präsentiert seine persönliche Hitliste der besten Antwortstrategien auf diese Frage, sie reicht von einer extrem ermüdenden überausführlichen und -ethnisierenden Selbstauskunft bis zur Umkehrung der Fragerichtung, die meist auf völliges Unverständnis beim Gegenüber führt.

Die Reaktion der zweiten Generation auf diese Frage ist ein Beispiel dafür, dass die noch immer dominante Wahrnehmung und Darstellung in den Medien von den Kindern der Einwanderer als „Migranten“, „Neuankömmlinge“ oder Nicht-„Einheimische“ mit der Selbstwahrnehmung der zweiten Generation wenig zu tun hat. Die zweite Generation ist hier geboren und braucht sich auch nicht zu „integrieren“, weil sie noch nie woanders gelebt hat. All das, was es für Einwanderer oft schwierig macht in einem neuen Land – sich orientieren, die Sprache lernen, sich langsam zuhause fühlen –, gilt nicht für die zweite Generation. Diese Kinder gehören seit ihrer Geburt zu Frankreich, Deutschland oder den Niederlanden, sie sind, wie der niederländische Soziologe Willem Schinkel schreibt, „ein Teil des Ganzen“. Und das ist es, was den qualitativen Unterschied zwischen den „klassischen“ Einwanderungsländern und denjenigen Ländern ausmacht, die wie Deutschland dies erst vor Kurzem als Selbstbild akzeptiert haben: In Kanada, Australien oder Brasilien ist schon der Gedanke fremd, jemanden, die/der im Land geboren wurde, *nicht* als Kanadier/in, Australier/in oder Brasilianer/in zu sehen. Die im Land geborenen Kinder – ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft, Muttersprache oder Religion – sind das demographische Kapital der Einwanderungsgesellschaft.

In Europa ist es für die zweite Generation alles andere als selbstverständlich, die Identität als Deutsche, Franzosen oder Niederländer für sich in Anspruch zu nehmen. Die nationale Identität und die ethnische Identität stehen sich hier in der vorherrschenden gesellschaftlichen Rede als gegenseitig ausschließend gegenüber. In den erfahreneren Einwanderungsländern ist es umgekehrt: Das Bewusstsein für die ethnische Herkunft und Familiengeschichte ist ein fester Bestandteil der Selbstdarstellung als Kanadier oder Brasilianer oder Amerikaner.

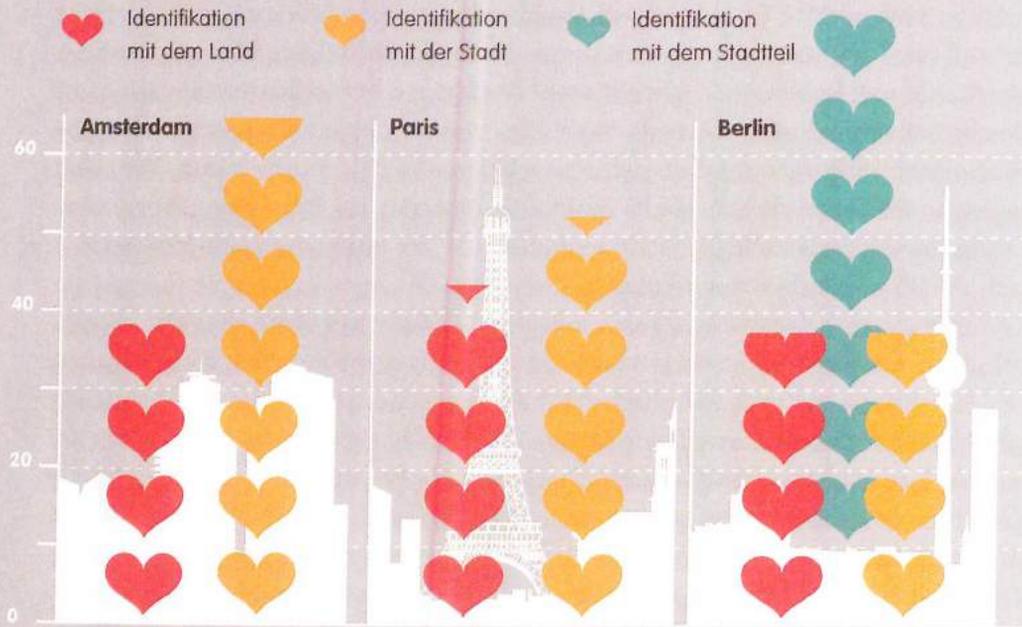
Erst dieses Bewusstsein macht einen zum „richtigen“ Amerikaner. In Europa sind die meisten Nationen gerade erst dabei, aus der Phase der Negierung herauszuwachsen und sich zu ihrer neuen Bevölkerungsvielfalt und der Dynamik der Bevölkerungsentwicklung zu bekennen. Allerdings ist vielen noch nicht klar, was das konkret bedeutet bzw. welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind. Warum sollte es nicht sinnvoll sein, diesbezüglich von den langen Erfahrungen von Ländern wie den USA oder Kanada zu lernen und zu profitieren? Auch wenn dort selbstverständlich nicht alles besser ist und idealisiert werden sollte, sind sie uns in ihrem vergleichsweise entspannten Umgang mit ethnischer und religiöser Vielfalt einiges voraus. Vor allem zeigen sie, dass superdiverse Städte funktionieren und in der Regel eine positive wirtschaftliche und kulturelle Dynamik entfalten, von der alle in der Stadt profitieren – auch die alten Mehrheiten und die Mittelschicht.

Allerdings setzt dies voraus, dass eindeutige Identitätsangebote gemacht werden. In Europa erscheint Identität immer noch als ein vorgeblicher Zwiespalt zwischen zwei Loyalitäten und viele wissenschaftliche Untersuchungen befragen die Menschen auf diese grob gegenüberstellende Weise: „Fühlen Sie sich eher türkisch oder eher deutsch?“ In Wahrheit sind dies zwei verschiedene Fragen und in der TIES-Studie haben wir sie auch getrennt gefragt: „Wie stark fühlen Sie sich als Deutsche/r?“ und „Wie stark fühlen Sie sich als Türkin/Türke?“ Die Antworten zeigen, dass die größte Gruppe diejenige ist, die sich sowohl deutsch als auch türkisch fühlt. In den meisten Fällen – und das gilt auch für die anderen Länder – sind entweder beide Identitäten schwach oder beide stark ausgeprägt. Wie in den USA fühlt sich die zweite Generation in Europa am wohlsten, wenn sie ihre Identifikation mit dem Land mit der ethnischen Identität verbinden kann.

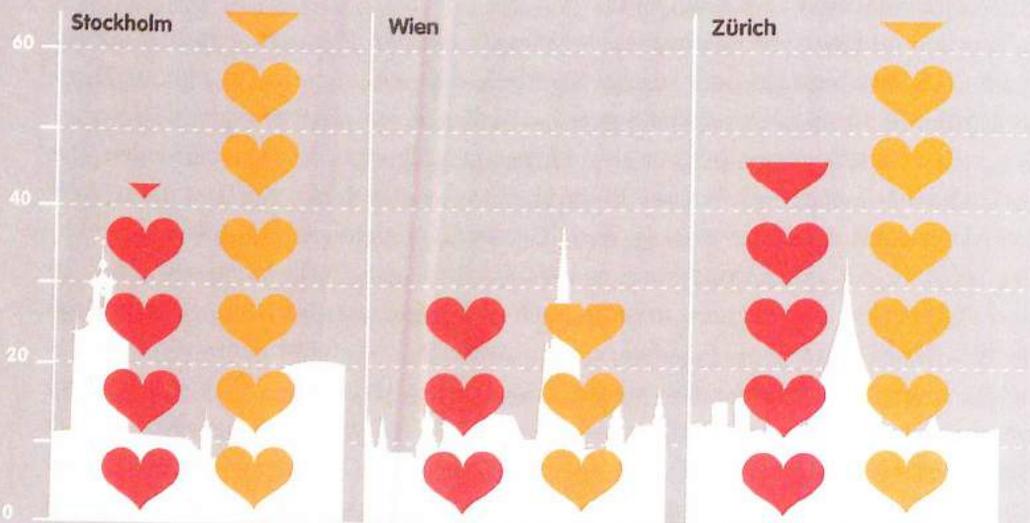
Deutlich einfacher ist das mit der lokalen städtischen Identität, entweder auf die Stadt als Ganze bezogen oder auf den Stadtteil, in dem man groß geworden ist. Diese städtische Identität bietet deshalb gewissermaßen einen Ausweg und eine Alternative, um ethnische Zugehörigkeit und Heimatgefühl miteinander zu verbinden. Die in Grafik 10 deutlich erkennbare Identifikation mit der Stadt und/oder dem Stadtteil hängt auch damit zusammen, dass die zweite Generation weit überwiegend in der Stadt, in der sie lebt und von uns befragt wurde, auch geboren ist: zwischen 80 und 90 Prozent der Befragten wohnen noch immer in ihrer Geburtsstadt, viele sogar in dem Stadtteil, in dem sie aufgewachsen sind. Sie sind vielfach bereits die eigentlichen Einheimischen. Bei den jungen Erwachsenen der alten Mehrheitsgruppe in unserer Umfrage ist dies nämlich viel weniger der Fall, ihre Verbundenheit mit der Stadt liegt im Schnitt 20-30 Prozent niedriger als bei den Befragten mit türkischem Hintergrund. Vieler dieser Befragten sind erst später zum Studium oder Arbeiten in die Großstadt gekommen und ihre engsten Bindungen sind noch in die Kleinstadt oder das Dorf, aus dem sie kommen. Sie sind die eigentlichen Neuankömmlinge.

Grafik 10

**Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern:
starke oder sehr starke Identifikation mit dem Land und der Stadt**



Die zweite Generation in Berlin identifiziert sich am stärksten mit dem Stadtteil und am wenigsten mit dem Land und der Stadt. Dies ist ein Beleg für ihre eher marginalisierte Position.



Die größte Gruppe in der türkischen zweiten Generation, die sich nur schwach oder gar nicht mit dem Land identifiziert, finden wir in Wien.

Allerdings sehen wir bei den Zugehörigkeitsgefühlen zur Stadt ähnliche Unterschiede zwischen den Ländern wie bei der nationalen Identität. Die türkisch-österreichischen Befragten in Wien drücken ihre lokale Zugehörigkeit am wenigsten deutlich aus, hier ist die große Mehrheit ambivalent („weder stark noch schwach“). Das gilt auch für die türkische zweite Generation in Berlin. In Stockholm, Amsterdam und Zürich sind es dagegen doppelt so viele, die sich stark mit ihrer Stadt identifizieren. Hier wird die städtische Identität als Alternative zur schwierigen nationalen Zugehörigkeit besonders deutlich.

Noch eine Ebene der Identifikation tiefer, im Stadtteil und in der eigenen Nachbarschaft, ist die zweite Generation dagegen überall stark verwurzelt und fühlt sich zuhause. Viele Freundinnen und Freunde und Familienmitglieder sind auch noch da, ihre Kinder gehen in dieselben Kindergärten und Schulen, in denen auch sie gelernt haben. Sie beherrschen den lokalen Dialekt und haben selbst die Jugendkultur in ihrem Bezirk mitgestaltet. Mehr als in allen anderen Städten identifiziert sich die türkische zweite Generation in Berlin mit dem eigenen Kiez: 75 Prozent. Deshalb haben wir in Grafik 10 bei Berlin die blauen Herzen hinzugefügt. Die Diskrepanz zwischen dem ambivalent ausgedrückten nationalen Zugehörigkeitsgefühl und der starken Verwurzelung im jeweiligen Stadtteil ist ein deutliches Zeichen für eine Selbstwahrnehmung als eher marginalisiert in Deutschland. Junge turkdeutsche Berliner/innen fühlen sich heimisch in Kreuzberg oder Schöneberg, aber sie haben deutlich weniger das Gefühl als Berliner und noch weniger als Deutsche akzeptiert zu sein.

Wir sehen die geringe Identifikation mit Stadt und Land in Berlin und Wien als einen Indikator für die problematische Entwicklung in Richtung auf das „Szenario von Angst und Erniedrigung“. Die viel positiveren Resultate in Zürich, Paris oder Stockholm können dagegen als Anzeichen für ein „Szenario von Empowerment und Hoffnung“ interpretiert werden. In allen Ländern der Untersuchung ist das Gefühl dazuzugehören übrigens stark verbunden mit sozialer Mobilität: Je besser das Bildungsniveau und je besser Job und Einkommen, desto höher ist die Identifikation auch auf nationaler und städtischer Ebene. Am niedrigsten ist das Zugehörigkeitsgefühl bei Frauen, die nicht auf dem Arbeitsmarkt sind, und bei Arbeitslosen. Für diese beiden Gruppen scheint aufgrund der mangelnden Teilhabe der Rückzug in die türkische Identität die naheliegendste Lösung zu sein.

Interethnische Freundschaften

Ein weiteres Anzeichen für die Richtung der zukünftigen Entwicklung sind die interethnischen Freundschaften, die in den Städten entstehen. Im „Szenario von Angst und Demütigung“ ziehen die Menschen sich zurück auf das eigene Umfeld, das bedeutet vor allem: die eigene ethnische Gruppe. Auch in dieser Hinsicht bestätigt sich das bisherige Bild: Am stärksten ist der Rückzug in Berlin und Wien, am geringsten in Stockholm und Paris. In der türkischen zweiten Generation sind diejenigen, die über wenige Kontakte nach außerhalb verfügen und sich am stärksten zurückziehen auf ihre ethnische Herkunft, vor allem junge Erwachsene, die sich konservativen religiösen Kreisen angeschlossen haben und den Islam auch politisch interpretiert sehen wollen. Sie haben die Frage „Ist der Islam die einzige politische Autorität?“ überwiegend bejaht, die allermeisten beten regelmäßig, ein Viertel von ihnen fünfmal am Tag. Beinahe alle sind regelmäßig (jeden Freitag oder öfters) in der Moschee. Diese Gruppe der religiösen Konservativen ist am größten in Berlin (28%) und – wie erwartet – am kleinsten in Stockholm (6%) und Zürich (5%).

Das Konservative in dieser Gruppe zeigt sich auch in den Auffassungen über die Rolle von Frauen und Männern in der Gesellschaft. Innerhalb dieser Gruppe sind in Deutschland zwei Drittel der Meinung, dass Frauen in Führungspositionen keine Macht über Männer ausüben sollten, und drei Viertel finden, dass Frauen nicht arbeiten sollten, wenn sie kleine Kinder haben. Sie haben auch eine negativere Haltung gegenüber „den Deutschen“ und sind deutlich stärker auf die Türkei orientiert: Sie sind häufiger dort und können sich eher vorstellen, auch dauerhaft in die Türkei zu ziehen. Gleichzeitig sind sie stark überrepräsentiert in der Gruppe der vorzeitigen Schulabgänger. Offenkundig gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Mangel an beruflichen Perspektiven und sozialer Mobilität und der Hinwendung zu einer sehr konservativen Interpretation der eigenen Religion, die unabhängig vom schulischen und beruflichen Scheitern Selbstwertgefühl und Respekt vermittelt. Es handelt sich auch in Berlin eindeutig um eine Minderheit in der türkischen zweiten Generation, in den Medien und im politischen Diskurs spielt sie aber eine unverhältnismäßig große Rolle.

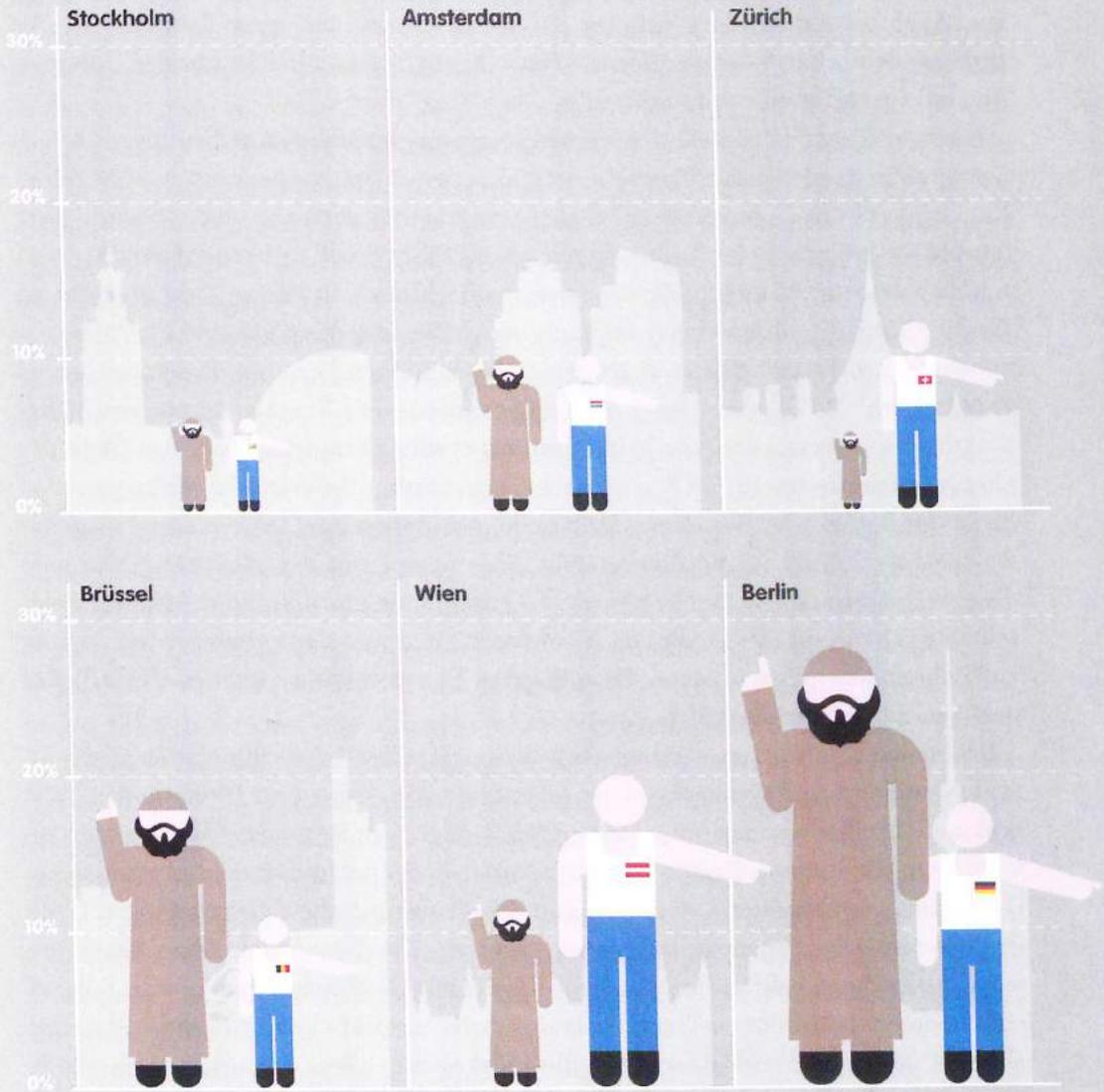
Auch unter den jungen Leuten ohne Migrationsgeschichte, die keinen gemischten Freundeskreis haben, gibt es eine Gruppe, die sich stark auf sich selbst zurückzieht. Ebenso wie die konservativ-religiöse türkische zweite Generation empfinden sie „die Anwesenheit anderer Kulturen“ als bedrohlich oder sogar sehr bedrohlich. Drei Viertel dieser Befragten möchte aus dem Viertel wegziehen, weil dort „zu viele Migranten“ wohnen.

Grafik 11

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern, die als religiös-konservativ gelten können, und Befragte ohne eingewanderte Eltern, die andere Kulturen als bedrohlich empfinden



Die Xenophoben in der bisherigen Mehrheitsgruppe und die sehr religiösen Muslime vertreten sehr ähnliche konservative Auffassungen im Hinblick auf Frauen.



Die Polarisierung der gegenseitigen Ablehnung zwischen den ethnischen Gruppen ist am stärksten in Berlin und Wien.

Die größte Gruppe dieser Konservativ-Xenophoben finden wir in Wien (20%), gefolgt von Berlin (18%). Und wieder ist diese Gruppe am kleinsten in Stockholm: 6 Prozent. Interessant ist, dass sich die Mitglieder dieser Gruppe in vieler Hinsicht ihrem wichtigsten Feindbild, den Religiös-Konservativen in der türkischen zweiten Generation, überraschend ähnlich sind. Dass sich beide Seiten am wohlsten in der eigenen Gruppe fühlen, ist nachvollziehbar. Aber auch ihre Auffassungen über die Rollenverteilung in der Familie und die gesellschaftliche Stellung der Frau sind vergleichbar traditionalistisch: Mehr als die Hälfte der jungen deutschen Konservativ-Xenophoben spricht sich gegen die Werkstätigkeit von Frauen mit kleinen Kindern aus. Auch bei Betrachtung weiterer Variablen müssen wir feststellen, dass sie den türkisch-deutschen Konservativen vielfach mehr ähneln als den übrigen Altersgenossen ohne Migrationshintergrund.

De facto bilden diese zwei sich feindselig gegenüber stehenden Gruppen die zwei Seiten einer Medaille der Skepsis gegenüber dem Miteinander und der Vielfältigkeit. Beide Gruppen möchten möglichst voneinander getrennt wohnen und leben, obwohl sie sehr ähnliche Auffassungen teilen. Sie versuchen bewusst den Kontakt mit den als „anders“ empfundenen zu vermeiden, was sich in der Wahl der Schulen für ihre Kinder und den Orten zeigt, an denen sie ausgehen. Sie sind es, die in der zunehmenden Vielfalt der Stadt konstant ein Problem sehen und ihre Potenziale in Frage stellen. Die Toleranz ihnen gegenüber fördert ein Klima der Intoleranz. Allerdings ist die Ausgangslage für beide Positionen sehr unterschiedlich: Aus Sicht der eher marginalisierten türkischen zweiten Generation mit niedrigem Bildungsniveau bietet der Rückzug in die „ethnische Nische“ ein Zuhausegefühl, das sonst nirgendwo uneingeschränkt zur Verfügung steht. Es ist eine Form der „Selbstethnisierung“, die eine *Reaktion* ist. Bei den Konservativ-Xenophoben ohne familiäre Migrationsgeschichte geht es um den Erhalt von Machtpositionen und den privilegierten Zugang zu einflussreichen Posten, denn diese Position ist umso verbreiteter, je bürgerlicher und „deutscher“ das Viertel ist.

Die beiden beschriebenen antagonistischen und sich doch so ähnelnden Gruppen sind die sichtbaren Protagonisten des „Szenarios von Angst und Demütigung“. Wir finden sie in allen von uns untersuchten Städten, aber in Berlin und Wien bilden sie trotz ihrer Minderheitenpositionen einen Anteil an der nachkommenden städtischen Generation, der Besorgnis wecken sollte. Noch werden die Spielregeln vorrangig von den bisher dominierenden Gruppen gemacht. Die demographischen Realitäten werden allerdings bald ein neues gesellschaftliches Bild entstehen lassen. Spätestens wenn die Babyboomer-Generation den Arbeitsmarkt verlässt (siehe vorheriges Kapitel), werden sehr viele der neuen Führungskräfte in allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen einen so genannten „Migrationshintergrund“ haben. Das bedeutet unter anderem, dass die heute noch gut funktionierenden nichtinterethnischen

Netzwerke immer kleiner werden und immer weniger Türen öffnen können. An ihre Stelle treten andere Netzwerke, die Macht und Einfluss neu verteilen. Es ist durchaus möglich, dass da einige den Anschluss verpassen werden.

Das Szenario der Hoffnung

Fernsehmacher zeigen am liebsten starke Gegensätze mit einfachen Bildern. Ein Imam, der die Homosexualität verdammt und zum „Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen“ aufruft, passt gut in ein solches Konzept. Es ist auch viel einfacher, sensationslüstern „ethnische Grenzen“ zu konstatieren und den Eindruck zu erzeugen, dass es das Einfachste ist, wenn „Kulturen“ oder „ethnische Gruppen“ unter sich bleiben – was dann wieder laut als „Parallelgesellschaften“ beklagt werden kann. Der banale *Alltag* der superdiversen Stadt, ob die Menschen nun aus einer Einwandererfamilie kommen oder nicht, ist dagegen nicht so interessant für das Fernsehen: zu komplex und zu uneindeutig, obwohl dieser Alltag viel interessanter und relevanter für die Integrationsdebatte ist als die Fundamentalismen der beiden oben beschriebenen Gruppen. Am Leben der Mehrheit der jungen Leute, die in vielfältigen innerstädtischen Quartieren leben, wird nämlich erkennbar, dass die superdiverse Stadt tatsächlich funktioniert – wenn auch auf denkbar unspektakuläre Weise.

Es sind die jungen Erwachsenen aus Einwandererfamilien, die die am stärksten diversifizierten Freundeskreise haben. Unter ihren drei besten Freunden finden sich Menschen ohne Migrationshintergrund, aber auch Muslime anderer ethnischer Herkunft und Personen mit afrikanischem oder asiatischem Hintergrund und anderem Glauben. In Ausgevierteln, Einkaufszentren und auf Sportplätzen sieht man immer häufiger diese „superdiversen“ Konstellationen. Die Mehrheit der Angehörigen der zweiten Generation nennt unter den drei besten Freunden auch mindestens einen Freund oder eine Freundin ohne Migrationshintergrund. Einen ethnisch gemischten Freundeskreis zu haben ist für sie selbstverständlich – so sehr, dass es eigentlich gar kein Thema ist und die Frage danach vielfach auf Befremden oder gar Ablehnung stößt. Sie sind die *Generation Mix*, die sich die Stadt aneignet, ohne die mentalen Grenzen zwischen Stadtteilen oder „ethnischen Gruppen“ zu akzeptieren. Gleichzeitig ist innerhalb der vielen grundsätzlichen Gemeinsamkeiten ebenfalls selbstverständlich, dass es Unterschiedlichkeiten gibt, diese müssen aber nicht bewertet oder gar abgewertet werden. Sie sind einfach da und damit ein Problem zu haben, ist schlicht sinnlos.

In unserer Studie sind es die jungen Erwachsenen aus der Noch-Mehrheit der Stadt, die vor dem Hintergrund der unvermeidlichen demographischen Entwicklung zur superdiversen Stadt als am meisten segregiert und in ihrer „ethnischen Grup-

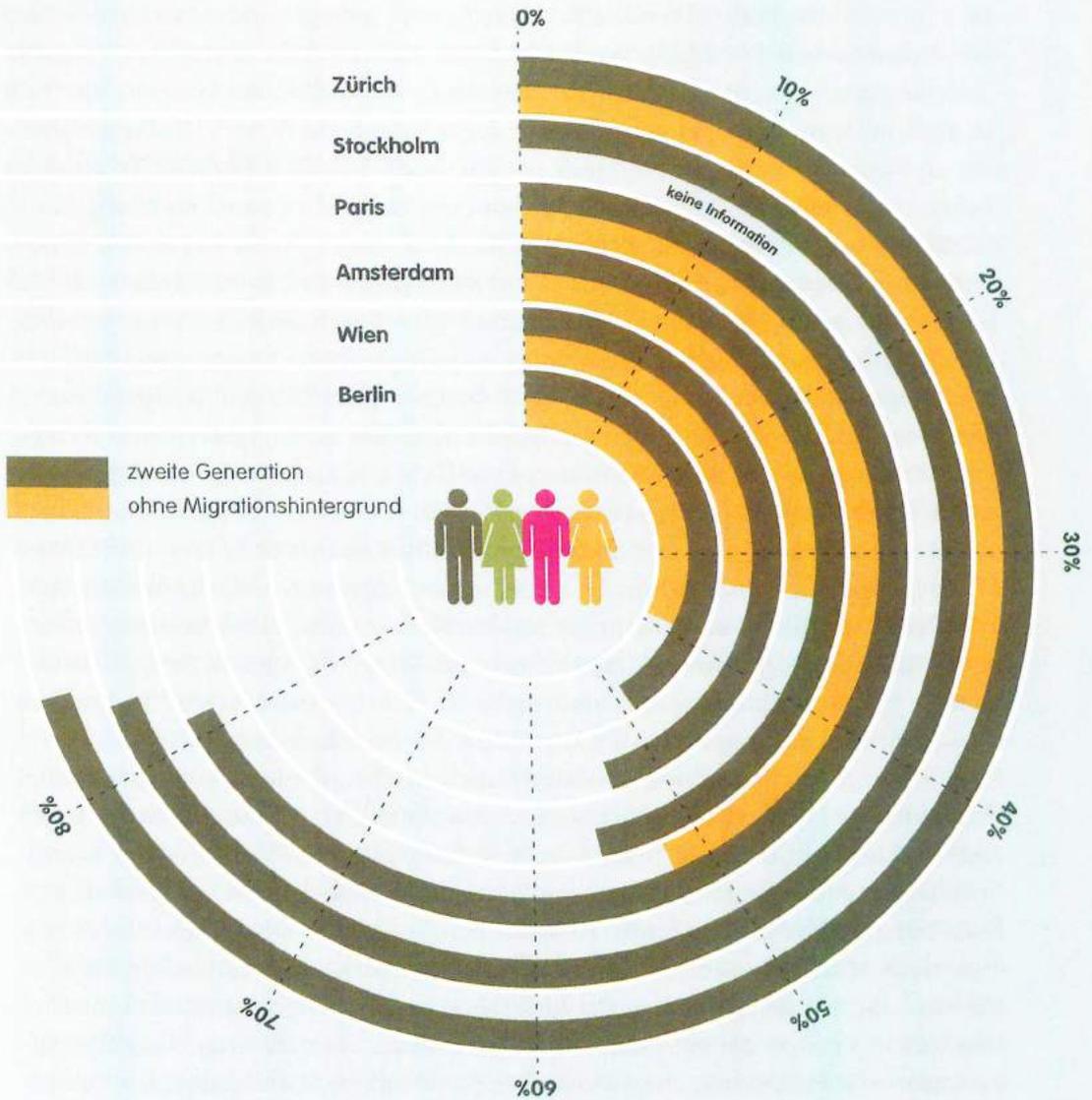
pe“ verhaftet erscheinen. Das gilt durchaus nicht nur für diejenigen, die wie oben beschrieben andere Kulturen als Bedrohung sehen und daher in ihrer Grundeinstellung als xenophob bezeichnet werden können. Der weit überwiegende Teil der Angehörigen unserer Vergleichsgruppe ohne Migrationshintergrund hat keinen ethnisch diversen Freundeskreis und wohnt am liebsten in Vierteln, in denen sie die klare Mehrheit stellen. Wenn wir uns die Herausforderung betrachten, sich mit einer immer diverser werdenden Stadt auseinanderzusetzen, dann hat ein großer Teil auch der jungen Noch-Mehrheitsbevölkerung ein „Integrationsproblem“.

Für die nordamerikanische Philosophin Martha Nussbaum (2012) ist *Civic Friendship* eines der wichtigsten Werkzeuge in der Gesellschaft, um die Rigidität von ethnischen Grenzen aufzubrechen. Interethnische Freundschaften lehren uns, so Nussbaum, die Welt von einem anderen Standpunkt aus zu sehen. Der indische Sozialgeograph Ash Amin (2012) nennt es *elective affinities*, „wählbare Zugewandtheiten“: Diese Freundschaften machen es möglich, den Anderen wahrzunehmen, ohne das „Anderssein“ als Bedrohung zu erfahren. Oder wie es der indische Soziologe Rajni Kothari schon kurz nach dem Ende des Kalten Krieges formuliert hatte: Die Herausforderung der modernen multiethnischen Gesellschaft liegt in der Entdeckung von Gemeinsamkeit in der Anerkennung von Unterschiedlichkeit (1990).

Finden wir in unserer Studie auch Belege dafür, dass diese eher abstrakte philosophische Position tatsächlich auch im Alltag eine Bedeutung hat? Schauen wir uns einmal die „Pioniere der Vielfalt“ unter den jungen Erwachsenen in unserer Befragung an, also diejenigen, die *keinen* Migrationshintergrund haben, aber einen gemischten engeren Freundeskreis. Sind sie tatsächlich, wie Martha Nussbaum vermuten würde, toleranter und offener für kulturelle Vielfalt? Haben sie durch ihre tägliche Praxis des „Verwischens“ von ethnischen Grenzen weniger Angst vor „anderen“ Kulturen, Sprachen, Religionen usw.? Anders gesagt: Wird das „Szenario der Hoffnung“ dort erkennbar, wo junge Menschen auch aus der Noch-Mehrheitsgesellschaft Freundschaften pflegen, in denen der ethnische Hintergrund im Wesentlichen keine Rolle spielt?

Die Zahl der jungen Menschen ohne Migrationshintergrund, die einen Freund oder eine Freundin mit türkischem Hintergrund haben, ist klar beschränkt. In einigen Ländern ist diese Gruppe aber doch groß genug, um einige Gemeinsamkeiten festzustellen. Typisch ist allem voran, dass in diesem Fall die Freunde über dasselbe Bildungsniveau verfügen. Sie haben sich in der Regel auf der weiterführenden Schule, beim Studium oder aber auf der Arbeit kennen gelernt. Auf der anderen Seite spielt zum Beispiel Religiosität keine Rolle: Es ist offenkundig kein Hinderungsgrund für diese Freundschaften, dass diejenigen mit deutschem Hintergrund meistens nicht religiös sind, ihre Freunde mit türkischem Hintergrund aber schon.

Türkische zweite Generation mit gering gebildeten Eltern und Befragte ohne eingewanderte Eltern: ethnisch gemischte Freundeskreise



zweite Generation ohne Migrationshintergrund



Leute mit gemischtem Freundeskreis sind toleranter und sehen andere ethnische Gruppen weniger als Bedrohung.

Leute ohne eingewanderte Eltern haben am häufigsten keine Freunde mit anderem ethnischen Hintergrund.



Die Frage ist nun, ob diese Freundschaften auch bedeuten, dass die jungen Menschen mit deutschem Hintergrund auch auf die türkische Gemeinschaft und Kultur als Ganze einen anderen Blick haben als diejenigen, die keine Kontakte zu „Türken“ in Berlin oder Frankfurt haben. Wir haben in der Untersuchung alle Teilnehmer/innen unter anderem nach ihren „warmen“ oder eher „kalten“ Gefühlen in Bezug auf „die Türken“ (und andere „Gruppen“) gefragt. Und tatsächlich: In den Niederlanden und Frankreich ist die Zahl der Befragten, die „kalte“ bzw. negative Gefühle gegenüber „Türken“ äußern, unter denen mit türkischen Freunden nur halb so groß, in Deutschland reduziert sie sich sogar auf nur ein Achtel. Die Freundschaften zu Personen türkischer Herkunft hat aber auch Folgen für andere Bereiche im Leben dieser jungen Menschen: Sie gehen zum Beispiel zweimal so häufig aus in Clubs und nutzen Freizeitmöglichkeiten, die auch von Jugendlichen aus Einwandererfamilien frequentiert werden. Als Eltern schicken sie ihre Kinder anderthalb mal häufiger auf gemischte Schulen – trotz der im öffentlichen Diskurs so engen Verbindung von „Migrantenanteil“ und vorgeblich niedrigerem Leistungsniveau. Sie interpretieren auch das Verhältnis zwischen „Deutschen“ und „Türken“ positiver und sie finden auch viel weniger, dass sich die Beziehung in den letzten Jahren verschlechtert hätte. Diejenigen ohne Freundschaften in türkischen Kreisen sind, was dies betrifft, deutlich negativer und pessimistischer eingestellt.

Das gilt natürlich nicht nur für Freundschaften zu Menschen mit türkischen Wurzeln, sondern für interethnische Beziehungen insgesamt. Aber die direkten sozialen Beziehungen sind auch wichtiger als das Wohnumfeld, es reicht nicht, einfach nur in einem multiethnischen Viertel zu wohnen. Wenn wir uns zum Beispiel Befragte ohne Migrationshintergrund anschauen, die alle in einem Viertel wohnen, in dem ihrer Einschätzung nach etwa die Hälfte der Bewohner/innen nichtdeutscher Herkunft ist, dann verläuft die Trennlinie hier zwischen denjenigen, die überhaupt interethnische Freundschaften haben, und den Befragten, die zumindest im engen Freundeskreis nur „Deutsche“ haben. Auch in den gemischten Vierteln sehen Befragte ohne interethnische Freundschaften die multiethnische Gesellschaft eher als eine Bedrohung – ganz im Gegensatz zu ihren Altersgenossen mit gemischten Freundeskreisen. Und auch wenn sie zwar nichtdeutsche, aber keine türkischen Freunde haben, ist die Haltung gegenüber der türkischen Bevölkerung als größter ethnischer Minderheit positiver als bei denen ohne gemischten Freundeskreis. Freundschaften außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe bewirken offenkundig eine Grundhaltung der Offenheit und Toleranz, die auch Menschen und Gruppen einschließt, zu denen keine Freundesbeziehungen bestehen – es geht sozusagen um das Prinzip: Wer verstanden und erlebt hat, wie viel Gemeinsamkeit in Vielfalt steckt und wie wenig ethnische Zugehörigkeiten im Alltag eine Rolle spielen, die/der bezieht das nicht mehr notwendigerweise auf nur bestimmte Gruppen.

Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen, also mit und ohne gemischten Freundeskreis, sind am größten in Deutschland und Österreich. Die multiethnische Stadtrealität ist in beiden Ländern weniger selbstverständlich akzeptiert und selbst in gemischten Nachbarschaften lässt sich das gewisse „Unbehagen an der Vielfalt“ pflegen, indem intensivere Beziehungen zu Menschen anderer ethnischer Herkunft vermieden werden. Für diejenigen mit Freundschaftsbeziehungen außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe verliert dieses Unbehagen dagegen an Bedeutung.

Die Scharnier-Generation

Die Kinder der Einwanderer in den Großstädten sind heute mental und sozial am besten ausgestattet und eingestellt auf das Leben in einer zunehmend vielfältiger werdenden Gesellschaft. Einer unserer Interviewpartner in Kapitel 2 sprach auch von der „Scharnier-Generation“, weil sie es sind, die von klein auf daran gewöhnt wurden, zwischen dem familiären und dem schulischen Kontext hin und her zu „switchen“ und fortdauernd ethnische Grenzen zu überschreiten oder gar nicht erst zum Zuge kommen zu lassen. Die überwiegende Mehrheit der zweiten Generation in unserer Befragung bewegt sich in multiethnischen Freundschaftsverbänden – und dazu gehören selbstverständlich auch Freundinnen und Freunde aus Familien ohne Migrationsgeschichte.

Wir finden Freundschaften zwischen Angehörigen der zweiten Generation Türken und Menschen ohne Migrationshintergrund in fast allen Bildungsschichten, aber sie sind am häufigsten bei den gut Gebildeten und denjenigen in Lohnarbeit. Dies ist insofern naheliegend, als sie beruflich eher mit Altersgenoss/inn/en ohne Migrationshintergrund zu tun haben. Je niedriger das Bildungsniveau ist und bei den jungen Frauen der zweiten Generation, die ausschließlich Hausfrau und Mutter sind, sinkt die Wahrscheinlichkeit für tagtäglichen Kontakt zu Personen ohne Migrationshintergrund. Gleichheit in Bezug auf Bildung und den sozialen Hintergrund ist durchgängig eine wichtige Voraussetzung für interethnische Freundschaften.

Je nach Stadt bezeichnet eine/r von Fünfen oder gar jede/r Dritte in der türkischen Befragtengruppe eine Person mit nicht migrantischem Hintergrund als *beste Freundin* oder *besten Freund* – also als die Nummer 1 unter den drei besten Freund/inn/en. Wir wollen uns diese Gruppe einmal genauer anschauen: Zunächst einmal fällt auf, dass der mit Abstand größte Anteil dieser Befragten angibt religiös zu sein, die eigene religiöse Identität auch wichtig zu finden und sich beispielsweise angegriffen zu fühlen, wenn jemand etwas Negatives über ihre Religion äußert. Angesichts des hohen Prozentsatzes an Nichtreligiosität in der Bevölkerung mit deutschem Hintergrund ist also zu vermuten, dass die Freundschaft nicht von der kulturellen

Gemeinsamkeit in dieser zentralen Frage lebt. Allerdings sehen wir Unterschiede bei der Religionsausübung, die in beide Richtungen Freundschaften mit nicht religiösen Menschen aus anderen ethnischen Gruppen erleichtern oder erschweren können. Die türkischen Befragten mit interethnischen Freundschaften sehen zum Beispiel ihre Religion in viel stärkerem Maße als Privatsache als diejenigen mit vor allem türkischen besten Freunden. Zwar betet jede/r Vierte regelmäßig, aber nur wenige gehen in die Moschee. Die meisten vermeiden Schweinefleisch und Alkohol, aber sie entscheiden dies durchaus auch nach der Situation. Wenige junge Frauen aus dieser Gruppe tragen ein Kopftuch. Es ist also in der türkischen zweiten Generation nicht der Bezug zum Islam als solcher, der eine ethnische Grenze definiert, aber die Art und Weise, wie die Religion gelebt wird, kann als solche verstanden werden.

Bemerkenswert ist auch, dass die Angabe, einen „besten Freund“ oder „eine beste Freundin“ mit nicht migrantischem Hintergrund zu haben, zusammenhängt mit anderen Ergebnissen im Hinblick auf die Identität und das Gefühl, dazu zu gehören. Fast alle türkischen Befragten mit nicht migrantischen besten Freunden identifizieren sich stark mit der nationalen Identität des jeweiligen Landes, deutlich mehr als bei denjenigen, die als die „drei besten Freunde“ nur Personen mit ebenfalls türkischem Hintergrund aufzählen. Die Freundschaften scheinen es zu erleichtern, sich auch als „deutsch“ oder „niederländisch“ zu identifizieren. Innerhalb der türkischen Befragten in Berlin, die einen besten Freund oder eine beste Freundin mit deutscher Herkunft haben, sagen 54 Prozent, dass sie sich „stark“ oder „sehr stark“ verbunden fühlen mit der deutschen nationalen Identität, nur 10 Prozent fühlen sich „schwach“ oder „überhaupt nicht“ deutsch. Bei denjenigen, die unter den drei besten Freunden oder Freundinnen nur Personen mit türkischem Hintergrund haben, sagt nur jede/r Dritte, dass sie/er sich „stark“ oder „sehr stark“ deutsch fühlt, und immerhin gut ein Viertel fühlt sich „schwach“ oder „überhaupt nicht“ deutsch. Dieser Trend ist in allen Städten unserer Umfrage derselbe.

Bis hierhin würde die dominante Wahrnehmung in der Gesellschaft noch mitgehen, diejenigen mit „deutschen“ Freunden gelten eben als „besser integriert“. Interessanterweise geht aber die starke Identifikation mit dem Deutschsein einher mit einem starken Gefühl von Türkischsein. Nur in wenigen Ausnahmefällen schließt das Eine das Andere aus. Aus Sicht der Identitätstheorie ist das nicht überraschend: Zugehörigkeitsgefühle sind eben – ebenso wie Sprachkenntnisse – kein Nullsummen-Spiel, sondern summieren sich auf im individuellen Identitätengefüge. Eine starke Identität hat nicht, wer sich ein für alle Mal für eine Zugehörigkeit entschieden, sondern wer sich in einer großen Bandbreite von Situation und Konstellationen flexibel, aber sozial akzeptiert als zugehörig zuordnen kann.

Auch in diese Richtung wirkt sich die Freundschaft zu einer Person mit deutsch-deutschem Hintergrund auf die allgemeine Wahrnehmung „der Deutschen“

aus. Diejenigen mit „ethnisch“ deutschen Freundinnen und Freunden entwickeln weit überwiegend ein „warmes Gefühl“ für „die Deutschen“. In den meisten Ländern haben die Befragten mit interethnischen Freundschaftsbeziehungen zweimal so häufig „warme Gefühle“ gegenüber der bisherigen Mehrheitsgruppe wie diejenigen ohne. Auch hier verändert eine intensive Beziehung die Wahrnehmung derjenigen, die im gesellschaftlichen Diskurs auf der anderen Seite einer kraftvoll imaginierten „ethnischen Grenze“ stehen.

Neben den beiden bisher dargestellten Grundhaltungen gegenüber der zunehmenden gesellschaftlichen Vielfalt – diejenigen, die sie kritisch sehen, und diejenigen, die sich ihren gemischten Freundeskreis selber wählen und eine positive Grundhaltung zur Vielfalt entwickeln – gibt es noch eine dritte große Gruppe in den Städten. Diese Gruppe hat weder eine ausgesprochen positive noch eine eindeutig negative Haltung zur neuen Supervielfalt, aber sie pflegt auch keinen multikulturellen Freundeskreis. Ihre Haltung ist vor allem pragmatisch: Sie können akzeptieren, dass die gesellschaftliche Realität nun einmal so ist, und sie haben im Wohnumfeld oder auf der Arbeit auch mit dieser Realität zu tun. Sie übersetzt sich aber (noch) nicht in einen entsprechenden Freundeskreis.

Die hohe Intensität der interethnischen Beziehungen und Kontakte in Stockholm und Paris hängt direkt zusammen mit dem hohen Maß an sozialer Mobilität der zweiten Generation in den beiden Städten. Die gut ausgebildete türkische zweite Generation in Paris hat zum Beispiel zweimal so häufig franko-französische Freunde im engen Freundeskreis als die schlechter Ausgebildeten dort, die wiederum dreimal so häufig nur türkische beste Freunde haben. Am stärksten ist dieser Unterschied in Berlin. Diejenigen mit höherer Bildung – und das sind aufgrund der mangelnden Inklusionseigenschaften des deutschen Bildungswesen leider nur wenige – finden sich beruflich und vom Wohnumfeld her häufiger in einer relativ „weißen“ Umgebung wieder. Es sind in Berlin in der Menge vor allem die jungen Leute aus türkischen Familien, die eine Ausbildung gemacht haben, die die Gruppe mit den meisten nicht migrantischen Freunden bilden. Sie haben schon in der Schule in gemischten Klassen gesessen und auch bei der Ausbildung und der Berufsschule Gleichaltrige unterschiedlichster Herkunft kennen lernen können. Fast überall geht es um „gleiche Augenhöhe“. In Paris und Stockholm sind es die Personen in den gut dotierten Jobs oder mit hoher Bildung, in Berlin dagegen eher die im handwerklichen und mittelqualifizierten Sektor, die die intensivsten interethnischen Kontakte haben.

Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Teilnahme von jungen Frauen am Arbeitsmarkt. Frauen ohne Lohnarbeit haben kaum Freundinnen oder Freunde mit deutsch-deutschem Hintergrund, weil sie aber auch wenige Gelegenheiten für mehr als oberflächliche interethnische Begegnungen haben. Die Faktoren, die sich bereits im Bildungswesen und für den Zugang zum Arbeitsmarkt als entscheidend erwie-

sen haben, wirken bis in die sozialen Beziehungen fort: Bessere Chancen für soziale Teilhabe bewirken auch mehr Kontakte, Freundschaften und gegenseitige Sympathie über ethnische Grenzen hinweg.

Die zweite Generation lebt zudem in den Stadtteilen der Stadt, die bereits jetzt am vielfältigsten sind. Ihre Angehörigen sind die wirklichen Pioniere für das soziale Leben in der neuen supervielfältigen „mehrheitlich Minderheiten-Stadt“. Wenn wir uns die unteren Alterskohorten, zum Beispiel die unter 16-jährigen in den meisten europäischen Großstädten anschauen, dann befinden wir uns bereits in einer Gesellschaft ohne Mehrheit, in der jede und jeder einer Minderheit angehört. Auch die Jugendlichen ohne familiäre Migrationsgeschichte sind hier nur eine Minderheit unter vielen. Damit steigt auch für sie die statistische Wahrscheinlichkeit, über ihre ethnischen Grenzen hinaus Freundschaften zu schließen. Wenn wir die Freundschaftsbeziehungen der zweiten Generation und die der jungen Menschen ohne familiäre Migrationsgeschichte zusammennehmen, dann überschreitet ungefähr die Hälfte aller Jugendlichen regelmäßig die ethnischen Grenzlinien. Diese Jugendlichen weben ein feines Netz durch ihre Stadt, das alle möglichen ethnischen Gruppen verbindet. Dieses Netz von Beziehungen beeinflusst auch die Art und Weise, wie die jungen Menschen die multiethnische Gesellschaft erleben und sich mit ihr identifizieren bzw. wie sie sich selbst in ihr positionieren.

Interethnische Freundschaften – und das bedeutet in der Übersetzung in die Alltagspraxis vor allem, dass der ethnische Unterschied in den Hintergrund hinter die Vielzahl der Gemeinsamkeiten tritt – sind eines der zentralen Elemente für das „Szenario des Empowerments und der Hoffnung“. Wenn auch nur angedeutet zeigen unsere Ergebnisse, dass vor allem, wenn die Menschen *nicht* durch Freundes-Netzwerke miteinander verbunden sind, ein Klima der Angst und der gegenseitigen Skepsis eher Raum greifen kann. Deshalb ist es bedenklich, wenn etwa schulische Segregation oder die Verdrängung von einkommensschwachen Familien an die städtische Peripherie zu einer Entmischung des Lebensumfelds führen und den Rückzug auf das „Eigene“ erleichtern – zum Beispiel bei den Religiös-Konservativen in der türkischen zweiten Generation.

Schulische und soziale Segregation wird aber heute vor allem „von oben“ betrieben, sie findet besonders ausgeprägt in „weißen“ Mittelschichtsvierteln statt. In unserer Umfrage finden wir in diesen Vierteln besonders viele Befragte ohne Migrationshintergrund, die dem Islam und der Idee einer multikulturellen Gesellschaft skeptisch gegenüber stehen oder sie gar als Bedrohung sehen. Da sie mehrheitlich wenig Neigung zeigen, ihre sozialen Kontakte und Freundschaften zu mischen, selbst wenn diese denselben Bildungshintergrund haben und in denselben Berufsfeldern arbeiten, besteht die Gefahr einer sich selbst verstärkenden Diskrepanz zu einer gesamtgesellschaftlichen Realität, die sich in genau die entgegengesetzte Richtung entwickelt. Es

ist diese „Realitätsverweigerung“ und Polarisierung zwischen zwei sich als jeweiliges Feindbild gegenüber stehenden Seiten, die die soziale Lebensgrundlage und Kohäsion in einer Stadt gefährdet.

Das sehen wir auch an dem Maße, in dem sich die jungen Menschen mit ihrer Stadt identifizieren und um ihren Stadtteil und ihr soziales Umfeld besorgt sind. Auch hier sind es die Befragten mit ethnisch gemischten Freundeskreisen – mit und ohne Migrationshintergrund – und einer grundsätzlich positiven Einstellung zur Superdiversität, die sich am stärksten mit der Stadt und ihren Stadtteilen identifizieren. Sie fühlen sich wohl in der eigenen Stadt und ihnen liegen der Stadtteil, die Nachbarn und die soziale Ordnung im Stadtteil am meisten am Herzen.

Die Bedeutung dieser oftmals unsichtbaren oder zumindest wenig wahrgenommenen Netzwerke der vor allem in den innerstädtischen Quartieren aufwachsenden jungen Menschen wird in der Diskussion um den sozialen Zusammenhalt in der Stadt nirgendwo genug beachtet. Dabei sind sie möglicherweise die wichtigste Erklärung für das geringe Maß an ethnischen Konflikten in den meisten europäischen Großstädten. Sie bilden einen Gegenpol zu den die Propheten des Monokulturalismus auf beiden Seiten und lassen deren polarisierende Weltsicht ins Leere laufen. Aber ihre Lebenswirklichkeit sollte auch im gesellschaftlichen Diskurs abgebildet sein, sonst läuft die städtische Gesellschaft Gefahr, dass sich das produktive und konstruktive Potenzial nur begrenzt entwickeln kann und die/der Eine oder Andere doch in eines der fundamentalistischen Lager wechselt.

Die „mehrheitlich Minderheiten-Stadt“ als Chance

In Amsterdam, Brüssel und London wurde die magische Grenze zu einer Stadt, in der die Bevölkerung mehrheitlich einer der zahlreichen Minderheiten angehört, bereits überschritten. Seit 2011 sind nur noch 49,7 Prozent der Amsterdamer Bevölkerung niederländischer Abstammung, in London können noch 44,9 Prozent als „British Whites“ gelten. In Deutschland scheinen die meisten Städte davon noch entfernt zu sein, aber in Stuttgart, Augsburg und Frankfurt/Main wurde immerhin die 60 Prozent-Marke auch bereits unterschritten. Und in praktisch allen größeren deutschen Städten sind über die Hälfte der Sechsjährigen so genannte „Kinder mit Migrationshintergrund“.

Es gibt Leute, die darin einen Beleg für den „Untergang des Abendlandes“ sehen. Glücklicherweise sind sie nur eine Minderheit. Aber auch im gesellschaftlichen Mainstream gibt es ob solcher Zahlen gemischte Gefühle. Gleichzeitig wissen wir seit vielen Jahren, dass unser Wohlstand und der Wohlfahrtsstaat ohne Einwanderung in großer Zahl nicht aufrechterhalten werden können.

Aber dieses utilitaristische Argument hat zu wenig Bezug zum Alltag und es fehlen zwei zentrale Beobachtungen, die zum Verständnis von Deutschland als Einwanderungsland nötig sind: Erstens geht der stark steigende Anteil derjenigen „mit Migrationshintergrund“ vor allem auf die hier geborenen Kinder und Enkel der Einwanderer und Einwanderinnen zurück – also Personen, die hier *einheimisch* sind! Zweitens bedeutet „einen Migrationshintergrund zu haben“ keineswegs, dass diese Personen weniger „deutsch“ sind als diejenigen, deren Eltern oder Großeltern nicht eingewandert sind. Wenn ein Musikstudentin mit Ursprung in Korea Goethes „Wanderers Nachtlied“ auswendig vortragen kann oder sich ein türkisch-deutscher Kabarettist mit Hitlers „Mein Kampf“ und der deutschen NS-Vergangenheit als Teil seiner Geschichte beschäftigt, dann ist daran eigentlich vor allem bemerkenswert, dass man es bemerkenswert findet.

Die demographische Wende in den numerischen Mehrheitsverhältnissen wird interessante neue Möglichkeiten für ein anderes gesellschaftliches Klima entstehen lassen. Die Macht der Zahl ist ein stark unterschätztes Element im Kampf gegen Diskriminierung und Exklusion und in der Entwicklung in Richtung auf mehr Chancengerechtigkeit. In einem Team, in dem niemand einen Migrationshintergrund hat, stoßen abfällige Bemerkungen über zum Beispiel andere Religionen oder Hautfarben möglicherweise auf Kritik, aber es ist nicht die Zielgruppe der Diskriminierung selbst, die sich dagegen wehren und protestieren kann. Wenn es in einem Team nur ein oder zwei Kolleginnen und Kollegen gibt, denen die abfälligen Bemerkungen gelten, dann ist es für die oft immer noch schwer. Aber in dem Moment, wo die Betroffenen schon ein Viertel oder ein Drittel des Kollegenkreises ausmachen, ändert sich die Situation. Und wenn sie dann sogar die tatsächliche Mehrheit darstellen, dann geraten rassistische Bemerkungen praktisch automatisch ins Abseits.

Vor diesem Hintergrund ist es vor allem die fortdauernde „Dominanzkultur“ in der Noch-Mehrheitsbevölkerung, die als ein zunehmendes Hindernis für die soziale Kohäsion und die gleichberechtigte Stellung aller Gruppen in einer Stadt betrachtet werden muss. Die immer wieder laut erhobene Forderung nach Anpassung, die sogar an die zweite und dritte Generation ergeht, wirkt angesichts der demographischen und gesellschaftlichen Entwicklung zunehmend hohl – hohl auch deshalb, weil sie nicht mit der Bereitschaft einhergeht, eine vollständige und gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe zu gewähren. Die komfortable dominante Stellung der Noch-Mehrheitsgruppe ist zur interkulturellen Öffnung nur in homöopathischen Dosen bereit, aber ihre Dominanz geht unfehlbar ihrem Ende entgegen – nicht heute und nicht morgen, weil dieser Prozess sehr langsam verläuft, aber die demographische Zusammensetzung der Gruppe, die demnächst in Rente geht, ist eben eine völlig andere als die derjenigen, die die frei werdenden Stellen und Machtpositionen einnehmen werden. Dieser Wechsel ist bereits im Gange, aber er verläuft weitgehend

unauffällig und leise. Dass er aber stattfindet, ist eine einfache festzustellende demographische Tatsache.

Diese Tatsache, die Entwicklung zur „mehrheitlich Minderheiten-Stadt“, sollte aber kein Schreckensbild sein. Nicht nur bedeutet sie natürlich nicht den Abschied von allem, was bisher vertraut und üblich war, sondern sie bietet auch eine Chance für eine gerechtere und egalitäre Gesellschaft – und damit auch etwas, mit dem sich die Mehrheit der Angehörigen der bisherigen Mehrheitsbevölkerung ohne Weiteres identifizieren kann, denn auch sie hat nicht selten unter Ausschlussmechanismen und mangelnder Teilhabe gelitten. Diese Chance der superdiversen Stadt realisiert sich aber nicht von allein. Sie muss in den Schulen, in den Betrieben, in den Sportvereinen, in den Treppenhäusern und in den Schrebergärten gelebt werden. Das „Szenario der Hoffnung“ lebt von der Bereitschaft zu interethnischen Beziehungen – oder Beziehungen jenseits der ethnischen Zuschreibungen – und der Widerspiegelung der demographischen Wirklichkeit in der Wahrnehmung und der Akzeptanz der Bewohner/innen der Stadt. Es geht dabei nicht (nur) um Friede, Freude, Eierkuchen, weil Konflikte und Desillusionen immer unvermeidbar sind und sich auch die Fundamentalisten auf allen Seiten nicht freiwillig geschlagen geben werden. Es muss uns aber allen klar sein, dass es sowieso keinen Weg zurück gibt. Die demographische Entwicklung weist nur in eine Richtung und die heißt ganz einfach: Supervielfalt.



Vier Essays

Meine Identität

Ayşegül Acevit

Die silberne Generation

Ein Familienfoto in schwarz-weiß. Mutter, Vater und Kleinkind oder Baby auf dem Arm. Meist mit traurigen Gesichtern. Unzählige solcher Fotos schlummern noch in den Alben der ehemaligen Gastarbeiter, die in den 60er oder 70er Jahren aus der Türkei zum Arbeiten ins Ausland gingen. Gurbete gitmek wird das auf Türkisch genannt, „in die Fremde gehen“. Sie erinnern daran, welche Hoffnungen und auch Sorgen sie in jener Zeit hatten – auch die, die in der Heimat zurückgeblieben sind: Eltern, Geschwister, Kinder. Viele dieser Kinder wurden nach ein paar Jahren abgeholt und mitgenommen nach Almanya. Für die schon etwas Älteren war diese Reise in die Fremde oft ein Trauma. Herausgerissen aus ihrer gewohnten Umgebung, aus den Armen der Großeltern und Freunde, um plötzlich in einer neuen Welt aufzuwachen, in der man niemanden kennt und niemanden versteht. Diese Erfahrung hat sich vielen tief ins Gedächtnis gegraben.

Denen, die erst in der neuen Heimat geboren wurden, blieb dieses Erlebnis erspart, aber mit den mitgebrachten Kindern hatten sie eines gemeinsam: Sie waren alle gurbet cocuklari, „Kinder der Fremde“. Sie wurden zu besonderen Zeugen des Schicksals ihrer Eltern, weil sie meist niemand anderes hatten als sie, keine Großeltern, keine Onkel oder Tanten. Und weil sie schneller mit der deutschen Umwelt vertraut wurden und schneller die neue Sprache lernten als die Erwachsenen, mussten sie oft Dinge meistern, die für deutsche Kinder ihres Alters völlig unüblich waren, zum Beispiel Behördengänge, Übersetzungen oder Gespräche mit Amtspersonen. Auch Vorurteile und Benachteiligungen oder rassistische Demütigungen waren nicht selten. Während die Elterngeneration ihre neue Lebenssituation immerhin selbst gewählt hatte, waren die Kinder ihr in der Obhut der Eltern praktisch ausgeliefert und wuchsen mit der Zeit in sie hinein. Auch das ist ein Bestandteil ihrer Lebenserfahrung und Identität. Die erste Generation nennen wir heute die „goldene Genera-

tion“, deshalb sollten wir die zweite vielleicht die „silberne Generation“ nennen, denn obwohl sie aus deutscher Sicht scheinbar gescheitert ist, hat sie doch eine Erfolgsgeschichte, die allerdings bisher kaum gesehen und gewürdigt wird.

In meiner Arbeit als Journalistin treffe ich auch viele türkische Menschen aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen. Mal sind es Vereine, die ich besuche, mal sind es engagierte Privatleute, mal Personen, die besondere Dinge geleistet haben. Es sind Junge und Ältere, Selbstständige oder Angestellte, Akademiker, Arbeitslose, Hausfrauen, Mütter, Väter oder Kinder. Ich sage bewusst „türkisch“, weil wir uns untereinander über alle ethnischen Herkunft oder staatsbürgerliche Verbindungen hinweg als türk bezeichnen (abgesehen von jenen, die sich aus politischen Gründen davon distanzieren). In der türkischen Community sind die Angehörigen der frühen zweiten Generation, die heute 40- bis 50-Jährigen, die ağabeyler („großen Brüder“) und ablalar („großen Schwestern“). Dabei geht es nicht um das Alter an sich oder tatsächliche Verwandtschaft, sondern um die damit verbundene Lebenserfahrung, die so gewürdigt wird. Das macht, nebenbei bemerkt, auch das Älterwerden angenehm. Diese respektvolle Anerkennung hat sich die zweite Generation redlich verdient und sie ist ein umso größerer Trost, als die deutsche Umwelt ihre Bedeutung bis heute nicht erkannt hat. Aber nicht nur sie.

Wenn ich mich mit türkischen Immigranten unterhalte, die erst später, Ende der 80er oder 90er Jahre oder noch später, aus der Türkei gekommen sind, dann merke ich, dass in ihrem Deutschlandbild eine Lücke klafft, die aber für das Verständnis der heutigen Situation der Türken und eben auch der zweiten Generation in Deutschland sehr wichtig ist: Es ist das Durchleben der Sesshaftwerdung zusammen mit der Elterngeneration und der dadurch geprägten Kindheit und Jugend, dieser spezielle historische Moment, als aus „Gastarbeitern“ Einwanderer wurden, den die deutsche Gesellschaft damals weitgehend übersehen hat. Zwischen Heimweh und Hoffnung auf ein besseres Leben, zwischen gegenseitiger Skepsis und gegenseitigem Erkunden und Kennenlernen mit deutschen Nachbarn, Kollegen und Freunden, zwischen Ehrgeiz und Enttäuschung über beschränkte Möglichkeiten.

Wolfgang Schäuble hat vor einigen Jahren auf einer Veranstaltung der Türkischen Gemeinde Deutschland gesagt: „Wir müssen anerkennen, dass auch wir es Zuwanderern nicht immer einfach gemacht haben, den Erwartungen gerecht zu werden. In Deutschland wurden in den 70er und 80er Jahren viele ausländische Kinder nur wegen Sprachschwierigkeiten an Sonderschulen verwiesen, das ist ein ganz bitteres Kapitel unserer Migrationsgeschichte“. Diese Aussage wurde in den Medien und der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen, obwohl sie enorm wichtig war. Ob ihm bewusst ist, dass dieses Kapitel noch gar nicht abgeschlossen ist und auch viele Hauptschulempfehlungen bittere Konsequenzen hatten, ist eine andere Frage. Ich erinnere mich noch gut daran, wie in meiner Kindheit verzweifelte türkische Eltern

aus der Nachbarschaft mich oder andere Bekannte fragten, was sie dagegen tun könnten, dass ihr Kind auf die Sonderschule oder Hauptschule geschickt wird. Was heute nur noch leblose Statistiken mit alten Einschulungszahlen sind, die längst in irgendwelchen Aktenordnern verstauben, waren Weichenstellungen, die das Leben einer ganzen Generation geprägt haben. So gehören zum Beispiel viele der laut Sarrazin angeblich so „unnützen“ türkischen Gemüsehändler der zweiten Generation an. Aber auch viele derer, die sich selbständig gemacht haben mangels Alternativen, oder jene, die sich in den Betrieben hochgearbeitet haben. Da der gesellschaftliche Blick auf die heimischen Türken in der Regel defizitorientiert ist und ihre Benachteiligung wenig zur Kenntnis genommen wird, kann man sie leicht als Versager hinstellen. Wenn man aber bedenkt, dass sie ihren beruflichen Weg trotz ihrer Abschiebung auf Sonderschulen und Hauptschulen gemacht haben, dass sie keinen deutschen Förderunterricht bekamen oder Lehrer ihnen sogar geraten haben, sich nicht weiterzubilden, da sie es eh nicht schaffen würden, dann sieht man Menschen, die mit Fleiß, Tatkraft, Mut, Geschäftssinn, Ehrgeiz und Erfolg trotz widriger Umstände Erstaunliches aus ihren Möglichkeiten gemacht haben. Die fast ausschließliche Fokussierung auf die Defizite lässt diese Lebensleistung im toten Winkel der gesellschaftlichen Wahrnehmung verschwinden.

Ich kenne etliche türkischstämmige Akademiker, Ärzte, Anwälte, Unternehmer und auch Professoren, die als Kind entweder auf die Hauptschule geschickt wurden oder denen ihre deutschen Lehrer sagten, sie würden eine höhere Schule, ein Studium nicht schaffen, sie sollten es gar nicht erst versuchen. Wer ihnen vertraute, hat verloren, hat viele Jahre seines Lebens unnötig vergeudet und später auf Abendschulen mühsam nachgeholt, was er als Kind viel einfacher hätte erreichen können. Heute sind die Abendschulen übrigens Auffangbecken für die dritte Generation, deren Eltern schon abgehängt wurden. Etwa 70 Prozent der Schüler an den Abendschulen in NRW sind heute Migranten, hat mir neulich der Direktor einer Kölner Abendschule im Interview gesagt. Auch mir sehr nahe stehenden Personen hatten Berufsberater nach der 10. Klasse trotz guter Noten geraten, sie sollten eine Ausbildung machen, als Friseurin oder Arzthelferin, studieren sei nichts für sie. Nur weil die Eltern massiv dagegen protestierten und darauf beharrten, dass die Kinder später studieren sollen, haben sie weiterführende Schulen besuchen und tatsächlich Jura oder Medizin studieren können. Was die Eltern, die selbst nur geringe Schulbildung hatten, den studierten, deutschen Berufsberatern voraus hatten, war, dass sie wussten und darauf schauten, wozu ihre Kinder fähig waren und was sie schon alles geleistet hatten. Sie wussten nicht, wie das deutsche Bildungssystem funktioniert, aber sehr wohl, dass ihre Kinder Talent hatten für mehr als eine Ausbildung. Die deutschen Lehrer und Berufsberater konnten sich das offenbar nicht vorstellen – oder war es schlichtweg in ihrem Weltbild nicht vorgesehen? Eine andere Variante dieser „systematischen

Zurückstellung“ haben oft Kinder der frühen Rückkehrer erlebt. Viele Familien die in den 80er oder 90er Jahren für immer in die Türkei zurückgekehrt sind und deren Kinder Hauptschulempfehlungen bekommen hatten, haben ungeachtet dessen in der Heimat der Eltern weiterführende Schulen besucht und ebenfalls studiert. Manche sind sogar später als Akademiker in hohen Positionen wieder nach Deutschland gekommen, wie ein in NRW recht bekannter, junger Generalkonsul, dessen Eltern ebenfalls Gastarbeiter waren und der in der Türkei zunächst Jura studiert hatte und dann die diplomatische Laufbahn einschlug. Wegen seiner Deutschkenntnisse wurde er anschließend dienstlich nach NRW geschickt.

Und es sind Geschichten, um die sich deutsche Fernsehsender reißen würden, wenn es sich nicht um Türken in Deutschland, sondern etwa um Deutsche im Ausland handeln würde. Geschichten von beruflich hoch erfolgreichen Menschen, denen man vielleicht kleinkariert ihren Akzent und ihre drei Grammatikfehler im Deutschen übel nehmen kann, aber nicht negieren, dass sie unter schwierigen Bedingungen und mit sehr viel Anstrengung und Fleiß zu dieser Position gekommen sind – aus eigener Kraft nach ganz oben.

In Diskussionen zum Thema stelle ich gerne folgende Fragen: Wie viele türkische Obdachlose hast Du in Deutschland gesehen? Wie viele türkische Bettler an Bahnhöfen, die einen Euro wollen? Wie viele minderjährige Schwangere, wie viele alte türkische Männer und Frauen, die in ihrer Wohnung vereinsamen oder anonym versterben? Meine persönliche Antwort lautet: keine! Und das sollte uns doch eigentlich wundern, da es angeblich so übermäßig viele Versager und Verlierer unter „den Türken“ gibt. Diese und andere sozialen Probleme sind recht verbreitet in unserer Gesellschaft, aber bei türkischen Immigranten und ihren Kindern wesentlich seltener anzutreffen, weil die Familien eine größere Bedeutung haben, weil die Empathie der Eltern gegenüber ihren Kindern noch intakt ist. Und weil türkische Kinder es meist als Ehre empfinden, sich um ihre alten Eltern zu kümmern, und es kaum zulassen würden, dass sie vereinsamen. Weil es sogar für Nachbarn selbstverständlich ist, sich der Alten in ihrem Viertel anzunehmen. Weil der Zusammenhalt der Generationen und die mitmenschliche Fürsorge besser funktioniert als in der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Bei einer Studie in einem Kölner Problemviertel stellten die Forscher fest, dass es die türkischen Bewohner sind, die mit ihrem Familienverständnis die Viertel stabilisieren. 70 Prozent der aus der Türkei stammenden jungen Menschen, die sich selbständig machen und eine Firma gründen, tun das mit Geld, das ihnen Eltern und Geschwister leihen, da sie oft von den Banken keine Darlehen bekommen.

Man kann das Potenzial von Menschen nicht sehen, wenn man nur auf die Defizite fokussiert, damit wird die Gesellschaft dieses Potenzials beraubt, das sie eigentlich dringend benötigt. Mehr Solidarität, mehr Wertschätzung der Alten, mehr Empa-

thie, mehr Zusammenhalt, mehr soziales Zusammengehörigkeitsgefühl statt Isolation – warum sollte man zum Beispiel solche Dinge nicht von seinen türkischen Nachbarn und Freunden lernen?

Die Darstellung und Wahrnehmung der Türkischstämmigen in Deutschland empfand ich schon als Jugendliche als einseitig und verzerrt, was mit ein Grund dafür war, dass ich Journalistin werden wollte. Unsere Gesellschaft kann an den Erfolgsgeschichten und der Kultur kaum Anteil nehmen, wenn sie ständig mit Klischees und Skandalgeschichten von gescheiterten Türken zugeschüttet wird. Man sagt im Türkischen: *Dost başa bakar, düşman ayağa bakar*, was sinngemäß bedeutet: „Wer dir freundlich gesonnen ist, schaut dir aufs Haupt, auf deine Stärken, wer dir feindlich gesonnen ist, schaut dir auf die Füße, auf deine Schwächen.“ Das wäre kein gutes Zeugnis für unsere Gesellschaft.

Als Freiberuflerin habe ich die Möglichkeit, interessante Themen selbst „auszugraben“, und das tue ich gerne auch in der türkischen Community. Eine Geschichte, die mich nachhaltig beeindruckt hat und ein bisschen beispielhaft für den weitgehend übersehenen Erfolg der zweiten Generation steht, ist die eines Kampfsportlers. Er kam als kleiner Sohn eines türkischen Gastarbeiters nach Deutschland, sprach kein Wort Deutsch, wurde auf die Hauptschule geschickt, machte eine handwerkliche Ausbildung – eine typische Zweite-Generation-Karriere. Dass er als Kind schon Benachteiligung erlebte, brachte ihn zum Kampfsport, er wollte lernen sich zu wehren und machte nach seiner Ausbildung sein Hobby zu seinem Beruf. Er baute sich damit ein kleines Imperium auf, das er zusammen mit seiner Familie leitet. Er hat eine eigene Stilrichtung entwickelt und diese sogar zurück nach China exportiert, wo der Sport ursprünglich herkommt. Er hat in vielen Bundesländern und auch im Ausland eigene Kampfsportschulen gegründet und seit über 30 Jahren bildet er deutsche Polizisten und Sicherheitskräfte aus, die u.a. auch Staatsoberhäupter beschützen. Dennoch hatte fast keine deutsche Zeitung, kein Medium über ihn berichtet, bevor ich ihn interviewte. Dieses Nichtbeachtetwerden, während gleichzeitig Türken immer wieder als „Integrationsversager“ diffamiert werden, ist ihm ebenso schmerzlich bewusst wie vielen anderen, erfolgreichen, kreativen Türkischstämmigen. Die Verschiebung des Blickwinkels weg vom Defizitdenken und hin zur Wahrnehmung der Stärken und Potenziale von Zuwanderern sehe ich als eine der Voraussetzungen für eine andere Art des Zusammenlebens.

Dazu gehört auch ein Bewusstsein und Verständnis dafür, dass es Gleichzeitigkeiten geben kann und das Schubladendenken nicht weiterhilft. Dass hochmodern oder integriert aussehende Frauen zum Beispiel doch tief religiös sein können oder manch türkisch aussehender und heißender Jugendlicher kaum Türkisch spricht. Dass man tief in der türkischen Kultur verwurzelt sein kann und gleichzeitig auch die deutsche schätzen und in seiner eigenen Art pflegen kann. Die deutsche Gesellschaft hat nicht

nur entscheidenden Einfluss auf diese Entwicklungen, indem sie etwa Wege öffnet, sie wird auch selbst durch sie beeinflusst. Die „silberne Generation“ hat auch in kultureller Hinsicht eine besondere Rolle: als Bewahrerin des Andenkens und Erbes der ersten Generation, aber auch als Vermittlerin.

Aysegül Acevit ist Rundfunk-Journalistin und Diplom Sozialwissenschaftlerin und lebt in Köln. Sie kam als Kleinkind Anfang der 70er Jahre mit ihren Eltern aus der Türkei ins Ruhrgebiet. In ihrer journalistischen Arbeit beschäftigt sie sich mit sozialen und kulturellen Themen der Zeit ebenso wie mit Aspekten der Migration oder der türkischen Kultur. Sie hat bisher zwei Bücher mit Erzählungen aus dem deutsch-türkischen Leben veröffentlicht.



Sie sprechen aber gut deutsch! – Danke, Sie auch!

Özlem Nas

Als Muslimin glaube ich fest daran, dass jeder Mensch für eine Aufgabe auf die Welt gekommen ist. Ich baue gerne Brücken. Ich öffne gerne Horizonte. Ich wechsele gerne Perspektiven. Ich schaue gerne in Spiegel. Ich lerne gerne dazu. Ich fasse mir gerne an die eigene Nase, bevor ich auf Andere zeige.

Der Koranvers: „Wir schufen euch als Mann und Frau und machten euch zu Völkern und Stämmen, auf dass ihr einander kennenlernt. Der Angesehenste unter euch ist jedoch derjenige, der am meisten im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Allah lebt“ (49:13), prägt mich sehr. Er zeigt, dass nicht das Geschlecht die Wertigkeit vor Gott bestimmt. Er zeigt, dass es eine gottgewollte Vielfalt mit dem Auftrag des Dialogs, des Kennenlernens gibt und er weist auf die Verantwortung eines jeden Einzelnen hin. Geleitet von dem Koranvers begreife ich Vielfalt als Bereicherung, mit allen Gegensätzen und Gemeinsamkeiten, mit allen Kanten und Rundungen, mit einem Auftrag des sich Auseinandersetzens und Nachdenkens. Dieser Vers leitet mich im täglichen Leben und bei meinen ehrenamtlichen Tätigkeiten.

Ich bin Teil dieser Gesellschaft. Hier geboren und sozialisiert. Vielfach von den Medien als „anders“ markiert. Ich lasse mich nicht beirren, ich gehe meinen Weg und sehe das Positive in allem, was sich um mich bewegt. Ehrenamtliches Engagement für ein friedliches, antirassistisches, demokratisches und gleichberechtigtes Miteinander in der Gesellschaft ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Ich engagiere mich für gleichberechtigte Teilhabe und gegen Diskriminierung von Minderheiten. Ich bin Jurymitglied bei einem Schülerstipendium der Joachim-Herz-Stiftung und der Robert Bosch Stiftung („grips gewinnt“) und darf somit an der Förderung junger Potenziale beteiligt sein. Ich bin Jurymitglied bei dem Preis der Bürgerstiftung Hamburg: „Menschen verbinden – Zukunft stiften“ und darf Projekte, die diesem Schwerpunkt dienlich sind, kennen lernen und auszeichnen. Ich bin aktiv im interreligiösen Dialog und im Integrationsbeirat der Stadt Hamburg, da wechselseitige Verständigung auf Augenhöhe in gegenseitigem Respekt, ganz gleich wo man herkommt oder wie man aussieht, für mich feste Bestandteile meiner Religion sind. Ich möchte etwas von

meinen Kompetenzen an die Gesellschaft weitergeben, denn die gebende Hand ist nach islamischer Überzeugung wertvoller als die nehmende Hand.

Im Bewusstsein meiner Verantwortung vor Allah zu leben bedeutet für mich, dass ich als Geschöpf Gottes allen sich mir stellenden Aufgaben mit Respekt, Wertschätzung, Dankbarkeit und Sorgfalt begegnen will: als Mensch, als Mutter, als Lernende und als Lehrende.

Es leben multiple Identitäten in mir, die sich in unterschiedlichen Sprach- und Kulturräumen innerhalb und außerhalb der muslimischen Community bewegen. Jede Identität hat ein eigenes Spielfeld, eigene Spielregeln, einen eigenen Raum. Die Sportart meiner Identitäten nennt sich *identity switching*. Mein inneres Chamäleon ist äußerst wandlungsfähig und kennt die verbalen wie nonverbalen Regeln der Räume, die es betritt. Wenn man nicht in der Lage ist, nach den jeweiligen Spielregeln zu funktionieren, ist man schnell nur noch Beobachter – und zwar von außen. Wie viele bin ich? Frau, Muslimin, Mutter, Doktorandin, Lehrende, Lernende, Musikliebhaberin, Künstlerin, Sportlerin, ein Geschöpf Gottes ... Kann man, wenn man „viele“ ist, dennoch „eins mit sich selbst“ sein? Kann man eins und viele zur selben Zeit sein, am selben Ort, in derselben Intensität?

Ich denke, die Intensität der Identitäten ist variabel. Jedes meiner Ichs hat je nach Zeit und Ort eine unterschiedliche Intensität. Für die Künstlerin in mir fehlt schon lange die Zeit. Für die Sportlerin, die jahrelang Kung-Fu gemacht hat (und einige Pokale ihr eigen nennt), ist ab und zu mal Zeit; die Musikliebhaberin hat ihr Instrument, die Kanun (eine Zither), schon lange nicht mehr erklingen lassen. Die Muslimin, die Mutter und die Doktorandin sind derzeit stärker als die anderen Ichs, doch wir sind alle eins. Mit 16 Jahren habe ich mich entschlossen zu beten und mit 18 Jahren ein Kopftuch zu tragen. Meine Religion ist mir wichtig. Sie ist Sinn, Kraft, Liebe und Frieden für mich.

Das Leben als Muslimin in Deutschland ist vielfältig: Neben aufrichtig gemeintem Interesse und unvoreingenommenem Wissensdurst begegnet mir auch oftmals ein überhebliches, bevormunden wollendes, voreingenommenes Verhalten, das diskriminiert und beizeiten auch Hass widerspiegelt. Hass ist für mich eine Grenzüberschreitung in einer multiethnischen, multireligiösen Gesellschaft und sollte ernst genommen werden: Die NSU-Mordserie löste unter den Muslimen in Deutschland einen Schock aus, der kaum zu überschätzen ist.

Wenn man sich als Muslimin vergegenwärtigt, welches Bild über die Muslime in den Medien vorherrscht, ist es nicht verwunderlich, dass Unkenntnis, Unbehagen und mangelnde Ambiguitätstoleranz zu Ablehnung in der Gesellschaft führen. Es ist schmerzlich, dass für brennende Moscheen nur schwer Mitgefühl aufgebracht wird. Bei keiner Gruppe werden Angriffe so schulterzuckend hingenommen wie bei Muslimen. Diese Realität ist beängstigend.

Mein muslimisches Ich fühlt sich in Deutschland verantwortlich für ein friedlicheres, vorurteilsärmeres, diskriminierungsfreies und gleichberechtigtes Miteinander. Muslimische Frauen werden leider noch immer in Schubladen gesteckt, problematisiert und diskriminiert. Sei es auf der Straße, in der Schule, bei der Job-Suche oder auf dem Wohnungsmarkt. Viele Hürden, welche auf Unkenntnis und Vorurteilen basieren, stellen sich in den Weg und nicht jede Muslimin hat die notwendige Kompetenz und Ausdauer, um dem tagtäglichen gesellschaftlichen Hürdenlauf stand zu halten. Hier sehe ich es als meine Aufgabe, Kraft zu spenden und Wissen zu vermitteln, z.B. durch die Vernetzung mit Antidiskriminierungsberatungsstellen.

Ich fühle mich auch verantwortlich für die innerislamische Sicht auf muslimische Frauen und finde es wichtig, patriarchale Strukturen aufzubrechen und Ungleichbehandlungen nicht zu dulden. Wenn es noch immer Jugendliche gibt, die denken, der Mann wäre im Islam mehr wert als die Frau, und Frauen, die denken, dass ihr Leben von Männern und nicht von ihnen selbst bestimmt werden muss, dann gibt es noch viel zu tun. Man sollte den Problemen nicht aus dem Weg gehen, sondern die Chancen für Veränderung darin erkennen, auch oder gerade wenn man sich dadurch bei dem einen oder anderen Mann unbeliebt macht.

Die Frau im Islam zur Zeit des Propheten war stark, selbstbewusst, gebildet und aktiver Teil der Gesellschaft. Sie beteiligte sich an Diskussionen und äußerte ihre Meinung und Kritik. Ihre Stimme wurde gehört, sie wurde respektiert und war präsent auf allen Ebenen der Gesellschaft. Im Verlauf der Geschichte wurde sie durch patriarchale Machtstrukturen immer weiter in den Hintergrund gedrängt und verlor viele ihrer vom Islam gegebenen Rechte.

Ich setze mich ein für das Selbstbestimmungsrecht der Frauen und für die gleichberechtigte Handlungsautarkie von Mann und Frau. Frau sollte eigenständig, selbstbewusst und unabhängig sein, ganz gleich ob vom Mann, von der Familie oder vom Staat. Hierfür bedarf es Rahmenbedingungen, die die finanzielle Unabhängigkeit durch Studium, Ausbildung, Berufsausübung ermöglichen und nicht nach Name und Aussehen diskriminieren. Frau sollte gebildet sein, Kenntnis über aktuelle Ereignisse haben und selbst entscheiden, welchen Weg sie wie gehen will. Frau sollte nicht für alles, was nicht klappt, Männer verantwortlich machen, sondern in den Spiegel sehen, an sich arbeiten und handeln. Frau sollte aufrichtig zu sich selbst sein und sich nicht selbst belügen. Frau sollte nicht stagnieren, sondern mutig und offen sein für Veränderungen. Frau sollte an sich glauben. Wie heißt es so schön: Der Glaube versetzt Berge. Dies stimmt für mich in zweierlei Hinsicht: der Glaube an den Islam und der Glaube an sich selbst.

311. Das war die Nummer, die meiner Mutter, Nermin Özdil, zugewiesen wurde, als sie im Jahr 1973 als Gastarbeiterin nach Deutschland kam. Es war nicht ihre Absicht, es war ihr Schicksal. Sie wurde in der Türkei von einer Nachbarin, die nicht

lesen und schreiben konnte, gefragt, ob sie sie nicht zum Arbeitsamt in Iskenderun begleiten könne. Dort erfuhren sie dann, dass keine Analphabeten mehr genommen wurden, und meine Mutter wurde gefragt, welchen Abschluss sie denn gemacht hätte. Als sie antwortete, dass sie Schneiderin ist und die höhere Berufsschule absolviert hat, wurde sie gefragt, ob sie sich denn nicht bewerben wolle und man trug ihren Namen in eine Liste ein. Wenige Tage später bekam sie Post aus Deutschland mit einem Arbeitsangebot. Fassungslos saßen meine Eltern vor dem Brief. Sie hatten zum damaligen Zeitpunkt drei kleine Kinder, mein Vater war Buchhalter und meine Mutter Hausfrau.

Als meine Mutter im Alter von dreißig Jahren als Gastarbeiterin nach Deutschland kam, war sie fest entschlossen sich weiterzuentwickeln, etwas an ihrem Leben zu verbessern und ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Sie wollte immer, dass wir das Lernen ernst nehmen und unser Bestes geben. Damit wir eine bessere Zukunft erleben und selbst eine bessere Zukunft gestalten können. Sie hat hart dafür gearbeitet und auch in schweren Zeiten nie aufgegeben.

Nun, vierzig Jahre später, merke ich, wie sehr die Persönlichkeit meiner Mutter meinen Lebensweg prägt, da ich genau die gleichen Ziele habe: sich weiterentwickeln, gestalten, verändern, die Gesellschaft nach vorne bringen. Auch wenn oder gerade weil sie nicht mehr am Leben ist, will ich ihrem Grundsatz folgen. Ich denke, wir sollten das wertschätzen, was wir haben, aber nicht stagnieren. Das stetige Lernen und sich Weiterentwickeln spielt für mich in meinem Leben eine sehr wichtige Rolle. Sei es für mich oder für meine Kinder.

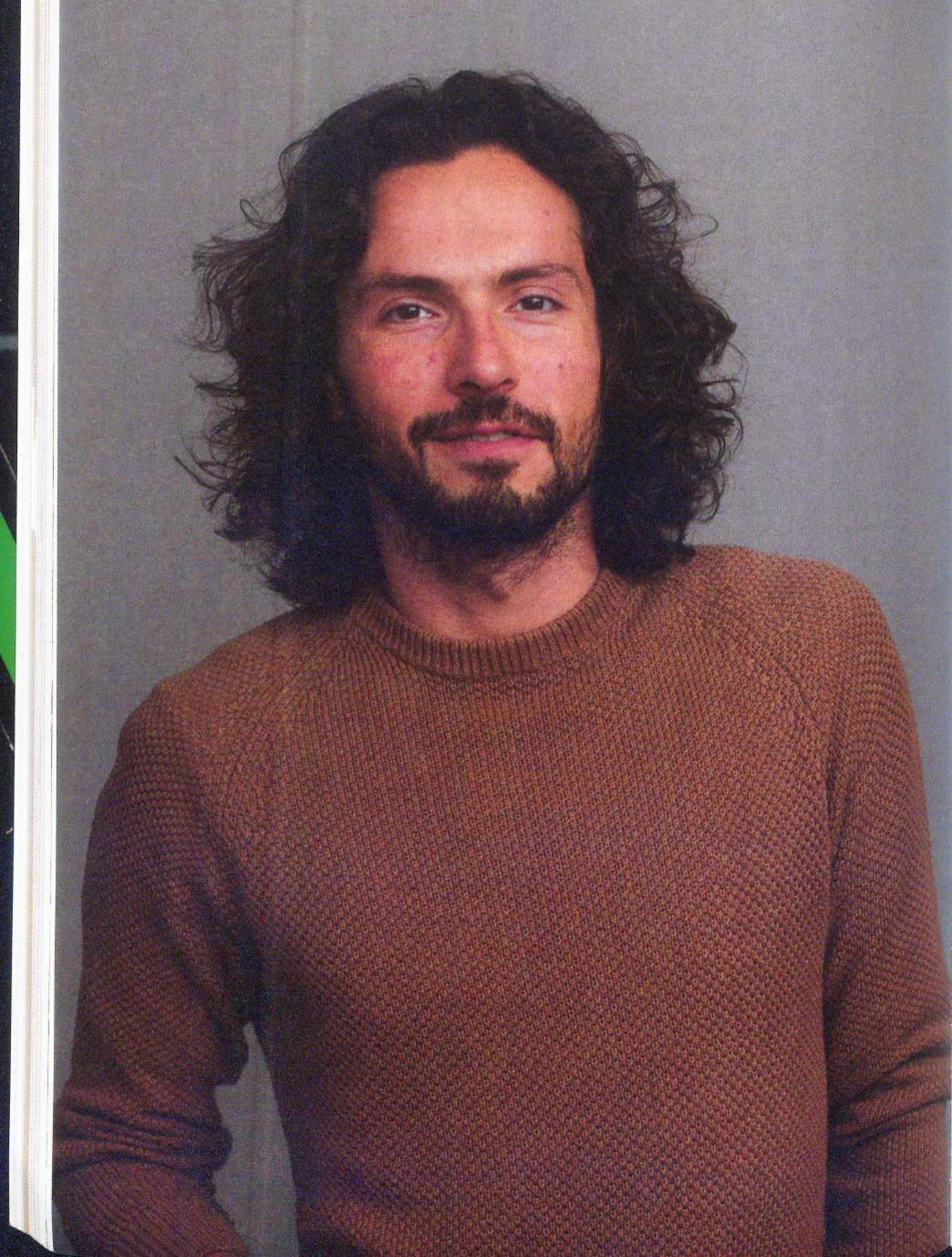
Wenn in Deutschland der Wille da ist für ein gesamtgesellschaftliches friedliches Miteinander, wird es auch einen Weg geben. Das berechnende Kalkül wird aufhören Feindbilder zu produzieren und gegen Minderheiten zu hetzen, es wird keinen Platz in der Gesellschaft geben für Pauschalverurteilungen, Menschenfeindlichkeit und strukturellen Hass, die Medien und die Politik werden bei Menschenrechtsverletzungen nicht mit zweierlei Maß messen und aus der Vielfalt in Deutschland wird endlich eine Gemeinschaft werden, die zusammenhält und füreinander einsteht.

Zukunftsmusik? Utopie? Realitätsverlust? Mag jeder sagen und denken, was er will. Ich handle nach den Devisen „Der Weg ist das Ziel“ und „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, also baue ich gerne weiter für diese Wege und ich fürchte nicht, langsam zu gehen, ich fürchte nur die Resignation und den Stillstand. Wenn alle Kritiker – ganz gleich aus welchen Lagern und ganz gleich, was auch immer es zu kritisieren gibt – genauso viel Energie in gesellschaftliches Engagement stecken würden, wären wir bereits ein erhebliches Stück weiter auf einem Weg, der von einem „Ihr seid Deutschland, wir auch“ zu einem „Wir sind Deutschland, gemeinsam.“ führt. Wir brauchen keine kontraproduktiven Spalter, wir brauchen Menschen, die den Zusammenhalt in unserem Land stärken und sich der demographischen Wirklichkeit des Landes stellen.

Religion ist mein Wegbegleiter und gehört für mich selbstverständlich zu meinem Leben. Religion stiftet Sinn, stärkt, tröstet, begleitet, lässt hoffen und beglückt. Ganz gleich, ob ich meinen Kindern erkläre, warum sie Lebensmittel wertschätzen sollen, muslimischen Jugendlichen erkläre, warum wir den Tag der offenen Moscheen veranstalten, oder Lehrern erkläre, warum auch muslimische Kinder ein Recht auf ihren Feiertag haben. Religion gehört für mich dazu, wenn ich Aggression oder Diskriminierung erfahre, und lehrt mich geduldig und frustrationstolerant zu sein. Religion bedeutet Gemeinschaft, aber auch Individualität in der Beziehung zum Schöpfer. Religion bedeutet nicht zuletzt aufmerksam sein und lernen, zuhören und nachdenken. Im Vordergrund steht für mich die Barmherzigkeit Gottes, die sich für das Auge des Sehenden in so vielen Kleinigkeiten im Leben widerspiegelt. Das Lachen eines Kindes und die Liebe, die wir ihm gegenüber empfinden, sind bereits Zeichen genug. Sie geben Hoffnung für eine bessere Zukunft und die notwendige Kraft, das Positive zu sehen und sich für das Positive einzusetzen.

Ich baue gerne Brücken. Ich öffne gerne Horizonte. Ich wechsele gerne Perspektiven. Ich schaue gerne in Spiegel. Ich lerne gerne dazu. Ich fasse mir gerne an die eigene Nase, bevor ich auf Andere zeige.

Özlem Nas hat in Hamburg Turkologie, Erziehungswissenschaft und Psychologie studiert und promoviert dort im Fachbereich Erziehungswissenschaft. Sie ist aktiv im Vorstand der Schura Hamburg und des Bündnisses der Islamischen Gemeinden in Norddeutschland und Gründungsmitglied vom „Aktionsbündnis muslimischer Frauen in Deutschland e.V.“. Darüber hinaus engagiert sie sich im Integrationsbeirat der Stadt Hamburg sowie für zahlreiche Projekte, die Menschen verbinden, Zukunft stiften und den Zusammenhalt stärken sollen. Sie führt Trainings, Fortbildungen und Führungen u.a. zu den Themen Islam und interkulturelle Kommunikation mit Lehrern, Jugendlichen, Soldaten der Bundeswehr und sozialen Einrichtungen durch.



Türke und schwul

Serdar Manavoğlu

Viele niederländische Schwule finden, dass türkische Schwule ihre türkische Identität aufgeben sollten, wenn das so kompliziert ist, und einfach ein glücklicher niederländischer Schwuler werden. Aber in einer kollektivistischen und familienzentrierten Kultur wie der türkischen kannst du dich nicht einfach für dich alleine für die homosexuelle Identität entscheiden. Deine Familie und deine Umgebung nimmst du in diese Entscheidung mit hinein.

Das erste türkische Boot während der Gay Pride-Parade in Amsterdam ist eine Tatsache. Es war ein sehr besonderes Ereignis. Alle hatten vorhergesagt, dass die Teilnahme des Türkischen Boots an der Gay Pride für das nötige Aufrütteln in der türkischen Gemeinschaft sorgen würde. Dass es aber zu einem derartigen Aufruhr kommen würde, hatte selbst ich nicht erwartet. Ich bin selbst Türke, Niederländer, Amsterdamer und Schwuler. Und daneben bin ich aber vor allem der Partner von, der Bruder von, ein Schwimmer, ein diplomierter Politologe und Programm-Macher im Paradiiso (ein Veranstaltungsort in Amsterdam) und noch vieles mehr ...

Das ist für mich selbstverständlich, zumindest jetzt. Wirklich einfach war es nicht, nach dem Studium und einem Job bei der Gemeinde Amsterdam auf eine Stelle in der Kulturszene der Niederlande zu wechseln und dabei meine türkischen Wurzeln, meine innige Verbindung zu sowohl Amsterdam als auch Istanbul und meine Homosexualität eine Rolle spielen zu lassen. Wirklich schwierig war es, meiner direkten Umgebung meine sexuelle Orientierung und die ethnische Identität als solche klar zu machen. Dafür mussten einige Diskussionen mit Familienangehörigen und Freunden geführt werden. In der Liebe habe ich mein Glück und einen fantastischen Partner gefunden, der mich in allem, was ich mache, unterstützt. Aber schließlich war es dann allen klar, dass ich immer noch derselbe Serdar war, den sie kannten, und dass ich vielleicht gerade darum meine Arbeit so machen kann, wenn es um Amsterdam und Istanbul geht, um Türken und Nicht-Türken. Und dass ich diese Verbindung zwischen den Städten und Menschen gerade mit Musik, Tanz und Aufführungen herstellen kann. Und durch das Ansprechen von gesellschaftlichen Themen und

Tabus. Obwohl ich im Paradiso als Programmierer vor allem neue Formen der Kunst und Musik mit neuen Zielgruppen teilen will, geht es mir auch darum, dass ich zum Ausdruck bringen kann, was mir ‚eigen‘ ist. Meine türkische und homosexuelle Identität sind untrennbar verbunden. Und das ist (noch) nicht für jeden selbstverständlich. Das Türkische Boot in der Amsterdamer Gracht bei der Gay Pride hat das mal wieder deutlich gemacht. Mit der nötigen Aufregung.

Menschen auf dem Boot, die man auf Fotos wiedererkannte, wurden beschimpft und beleidigt. Mitfahrende Politiker wurden im Internet an den Pranger gestellt und man rief auf, nicht mehr für sie zu stimmen. Für manche Türken ist es schlicht nicht vorstellbar, dass jemand türkisch und schwul sein kann. Diese Menschen denken, dass Du dir das aussuchen kannst. Sie denken, dass Homosexualität eine Eigenheit der heutigen Zeit ist, und daraus folgt in ihrer Gedankenwelt, dass wir die türkische Identität ablehnen. Du bist halt ein „richtiger Niederländer“ geworden, enthemmt und verwildert.

Aber auch nach Auffassung vieler niederländischer Schwuler scheinen wir die Wahl zu haben: Türkische Schwule müssen sich nach einem Coming-out eben von der türkischen Identität und Tradition verabschieden, wenn sie glückliche Individuen werden wollen. Aber das ist natürlich für viele türkisch-niederländische Schwule gar nicht möglich. Wie soll ich denn das machen, meine ethnische Identität eintauschen gegen meine sexuelle Identität?

Durch dieses eindimensionale Bild von Identität und Homosexualität haben viele türkische Schwule (oft verheiratet mit einer heterosexuellen Partnerin) nicht nur ihr Coming-out nicht gehabt – „sie sitzen noch im Schrank“ sagt man im Holländischen – sondern sie sitzen im Spagat. Darum war die wichtigste Losung auf dem Boot auch: „Meine Ehre. Wessen Schande?“ Denn in einer kollektivistischen Kultur wie der türkischen kannst du dir deine Identität nicht einfach alleine aussuchen. Du nimmst deine Familie und deine Umgebung mit und das macht diesen Spagat so schmerzhaft. Viele türkische Schwule finden es nicht das Schlimmste, unangenehme Bemerkungen zu bekommen. Man macht den Rücken gerade und tröstet sich mit dem Gedanken, dass man sich für ein Leben in der Sonne und nicht im Schatten entschieden hat. Aber der Gedanke, dass dein Vater im Kaffeehaus nicht mehr willkommen ist, dass du deiner Familie Schande gebracht hat, kann deine Seele zerbrechen.

Es scheint für manche Türken schwierig zu sein, sich einen türkischen Schwulen mit der türkischen Flagge vorzustellen oder zu lesen, dass sich ein türkischer Schwuler als Moslem bezeichnet. Es scheint, dass diese Menschen meinen, dass nur sie Stolz und Glauben haben. „Schwule schmücken sich mit dem Blut unserer Märtyrer (der türkischen Flagge) auf einem dekadenten Boot“ hieß es auf Webseiten und Facebook. Und dabei blieb es leider nicht: Es wurden auch Menschen, die auf dem Boot gewesen waren, persönlich bedroht. Ich fand es schockierend zu sehen, dass sich

gerade die niederländisch-türkischen Jugendlichen anscheinend gegenseitig in ihrer Vaterlandsliebe übertrumpfen wollten und im Respekt gegenüber der Flagge dafür ein Messinstrument sahen. Auf alles, was davon abweicht, darf man mit Worten (und nach Auffassung einiger auch mit Taten) Jagd machen. Schwule und die türkische Flagge, das passt einfach nicht zusammen.

Warum muss ich zwischen meiner ethnischen, kulturellen oder sexuellen Identität wählen? Jede/r muss letztendlich selber ihre/seine Identität und ihr/sein Leben bestimmen, auch wenn die anderen damit offenkundig Probleme haben und meinen, dass es nur auf ihre Art akzeptabel ist. Du kannst dich dafür entscheiden, dir deine Entscheidungen nicht von den anderen vorgeben zu lassen, und deine Emanzipation selbst zu gestalten. Es hilft, wenn es Vorbilder gibt von Leuten, die diese Entscheidung bereits getroffen haben und sich das getraut haben. Rollenvorbilder eben.

Türkische Schwule, die vorher Angst hatten, auf Facebook auf Fotos von Freunden getaggt und als Schwule erkannt zu werden, posierten vor den Kameras und sangen aus voller Kehle mit Zeki Muren mit, der Sonne der klassischen türkischen Musik, dessen Lied Yarali Gonu („gepeinigtes Herz“) wieder und wieder gespielt wurde. Zeki Muren hatte sein ganzes Leben „im Schrank“ verbracht und seine Homosexualität verleugnet, aber diese Jugendlichen auf dem Boot wollen offen leben. Türkisch-niederländische Schwule haben sich noch nie so willkommen gefühlt und noch nie so stolz in den Niederlanden. Freunde von mir standen zusammen mit einem älterem Ehepaar am Ufer und jubelten uns zu. Das Paar erzählte, dass sie noch nie vorher Kontakt zu Türken gehabt hätten. Wie bizarr ist das denn, was für eine seltsame Welt.

In den Tagen nach der Gay Pride wurden wir überschwemmt mit Unterstützungs-bekundungen und Berichten von türkischen Homosexuellen aus dem In- und Ausland. Am Ufer hatten Urlauber aus der Türkei gestanden mit ihren niederländisch-türkischen Freunden, und als ich für die Organisation des Pink Amsterdam Festivals in Istanbul war, wussten alle bereits, was wir in Amsterdam gemacht hatten. Nie hätten wir uns einen derartigen Erfolg des Bootes erträumen lassen, es war unwerfend. In der Türkei wird Homosexualität geduldet, es wird ein Auge zugedrückt. Istanbul hat ein wachsendes schwules Nachtleben, aber im Rest des Landes gibt es das Phänomen kaum. Es gibt einige Organisationen, die sich für schwule Belange einsetzen. Gleichzeitig hat das türkische Fernsehen Sendungen, die von Transvestiten präsentiert werden. Die waren dann auch unsere Inspiration für die Satellitenschüsseln, die wir als Deko seitlich am Boot angebracht hatten. Aber auch wenn Homosexualität auf der Straße in Istanbul und im Fernsehen sichtbar ist, die Gesetzeslage ist für Schwule in der Türkei nicht gut. Ihre Grundrechte werden verletzt: Du kannst deswegen entlassen werden, wenn du überhaupt Arbeit findest. Der Vermieter kann dir die Wohnung verweigern und du kannst sogar – so wie es kürzlich erst passiert ist – von den Nachbarn aus dem Haus geprügelt werden und die Polizei greift nicht ein, weil

sie nicht zwischen einem Schwulen und einer so genannten „ehrbaren Familie mit Kindern“ Partei ergreifen will.

Ich merkte erst durch die Reaktionen in Istanbul auf unser türkisches Boot auf der Gay Pride, worum es eigentlich wirklich gegangen war. Wir hatten etwas ganz Wesentliches gezeigt: uns selbst und die Wahl, die wir getroffen haben. Und vielleicht, ganz vielleicht können wir türkischen Niederländer irgendwann auch stolz sein auf unsere toleranten türkisch-niederländischen Mitbürger/innen. Und sie auf uns.

Serdar Manavoğlu ist Programmacher im Paradiso, Amsterdam. Mit der von ihm gegründeten Pera-Stiftung organisiert er Kulturveranstaltungen mit aktuellen Künstlern, Musikern und DJs aus Istanbul und Amsterdam. Er ist der Initiator von Pink Istanbul und war mitverantwortlich für die Teilnahme des türkischen Bootes an der Gay Pride in Amsterdam. Das türkische Boot war eine gemeinsame Initiative von D.Fil, der Stiftung Elance und Pink Istanbul.



Jens Schneider

Ich bin in Suburbia aufgewachsen, im Speckgürtel von Düsseldorf. Früher mal eine Ansammlung von Bauernhöfen, jetzt waren die Höfe zur Minderheit geworden neben immer noch einer auf die ehemaligen Felder gesetzten Einfamilienhaus-Siedlung, alle entstanden in den Nach-Wirtschaftswunder-60er-Jahren, als die Eltern der Babyboom-Generation mit Häusern und Autos zeigen konnten, dass sie etwas erreicht hatten.

Meine Eltern gehörten praktisch zu den „Pionieren“ dieser Siedler, daher waren die Baustellen der Siedlung unser Spielplatz – und die Wälder drum herum, wo wir Kaninchenschädel fanden und Indianer spielten.

Spontan hätte ich vermutlich gesagt, dass in meiner Klasse – Mitte bis Ende der 70er Jahre – eigentlich alle „deutsch“ waren, aber beim genaueren Nachdenken stimmt das nicht ganz. Da war doch Tarik, „der Ägypter“, der mit seinen Eltern am Ende unserer Straße wohnte. Und Anjum, Tochter einer deutschen Mutter und eines pakistanischen Vaters, den ich nie gesehen habe. Ihr Bruder Salim war einer der besten Freunde meines Bruders und so was wie ein wilder Kerl – passte in unserer Vorstellung irgendwie. Und da war auch noch ein „Japaner“ in der Stufe über mir. Sie sprachen alle völlig akzentfrei Deutsch – das ist mir damals aber weder aufgefallen noch irgendwie bemerkenswert erschienen. Für uns waren sie jedenfalls keine „Ausländer“, der Begriff spielte damals noch keine Rolle. Auffällig war eher, dass nach der Grundschule die Bauernkinder weitgehend aus meiner Klasse verschwunden waren, sie waren „natürlich“ nicht auf das Gymnasium gekommen. Also blieben wir Bürgerkinder für den Rest der Schulzeit unter uns: Wir spielten Tennis und Hockey (kein Fußball!) und gingen auch nicht zum Schützenfest. Es gab da allerdings so Mofa-Jungs, denen man besser aus dem Weg ging. Passiert ist nur einmal beinahe was: So ungefähr als 17-Jähriger bewahrte mich ein breiter deutscher Arbeiter-Rücken vor der blutigen Nase, die mir ein im Ort berühmter jugendlicher Proll auf dem Pfarrfest verpassen wollte.

So habe ich meine ersten Erfahrungen mit einem „Anderssein“, das nicht mit Klasse oder Schicht zu tun hatte – meinem eigenen und dem der Anderen – jenseits der deutschen Grenzen gemacht. Beim Jugendaustausch in England und Frankreich, auf einer langen Reise durch Kanada, die USA und Mexiko. Auf einer Radtour in Irland. Und dann nach Chile, Argentinien, Bolivien und Peru. Bei aller Unterschiedlichkeit, etwas habe ich auf all diesen Reisen und Erlebnissen gleichermaßen erfahren: Man traf immer wieder die gleichen Typen, immer wieder erinnerten mich Leute an Leute, die ich von zuhause kannte. Und überall gab es Leute, die was gegen bestimmte andere Leute hatten: gegen die Indianer, gegen die Argentinier, gegen die Schwarzen, gegen die Deutschen, gegen die Engländer, gegen die Armenviertelbewohner, gegen die Chilenen, gegen die Juden, gegen die Amerikaner, gegen die Spanier – meist auch noch mit sich erstaunlich ähnelnden Stereotypen. Die jeweiligen Begegnungen sagten mir dagegen etwas ganz anderes: dass nämlich die großen Gefühle oder auch Dummheit und Klugheit überall gleich verteilt waren. Und auch, dass mir an vielen Orten die „unteren Schichten“ in vielem sympathischer waren als die meist sehr klassenbewussten Angehörigen der oberen Mittelschicht.

Ich habe Ethnologie studiert, weil mich seit Kindheitstagen die Erzählungen von vergangenen und fremden Kulturen fasziniert haben. Kurioserweise brachte mich die Ethnologie nach dem Studium auch zum ersten Mal in einen Kontakt mit Menschen, die von woanders nach Deutschland und Hamburg gekommen waren, der über den witzigen türkischen Gemüsehändler in unserem Viertel hinausging, der den Namen des Geschäfts „Seute Deern“ (süßes Mädchen) von seinem deutschen Vorbesitzer übernommen hatte. Die Leiterin einer Organisation, die minderjährige unbegleitete Flüchtlinge in Wohnungen betreute, fand die Idee interessant, einen Ethnologen im Team der Betreuer zu haben. Ich musste bald feststellen, dass ich als solcher den Kolleginnen und Kollegen nicht viel zu sagen hatte, sie wussten natürlich viel mehr über den kurdischen Alltag der Jugendlichen. Von ihnen und den drei Jugendlichen, die ich zu betreuen hatte, habe ich dagegen viel gelernt – über türkische Musik und offenkundig grauenhaft schlecht synchronisierte indische Filme, über kurdisches Essen und ferne elterliche Erwartungen, über das Dilemma zwischen den Verlockungen des Drogenhandels oder sich entweder der PKK oder den Strenggläubigen anzuschließen, um ihnen zu widerstehen.

Und auch über die deutsche Gesellschaft und den gänzlich irrationalen Umgang mit Flüchtlingen und Einwanderern habe ich damals viel gelernt. Die Arbeit mit den Jugendlichen fiel in die unmittelbare Nachwendezeit mit den pogromartigen Übergriffen auf Flüchtlingsunterkünfte und einem im öffentlichen Diskurs beinahe allseits geäußerten Verständnis für die Angst „der“ Deutschen vor „Überfremdung“. Ich hatte für dieses Verständnis kein Verständnis, ich musste feststellen, dass mir dieses „wiedervereinigte Deutsch-Sein“ befremdlicher erschien als beinahe alles, was

mir beim Jugendaustausch, auf meinen Reisen und in der betreuten Jugendwohnung begegnet war. Nicht zuletzt hatten wir schlichtweg Angst um unsere Jugendlichen.

Für meine Doktorarbeit bin ich daraufhin tief in das Thema eingetaucht, ich habe mich intensiv mit der deutschen Identität und ihrer Geschichte beschäftigt. Ich verstehe heute sehr viel mehr, aber das Verständnis für die Angst vor „dem Anderen“ und der gleichzeitigen „Lust“ an dieser Angst ist nicht größer geworden. Angeblich sind „die Deutschen“ selbstvergessen und wissen nicht, wer sie eigentlich sind, gleichzeitig will man es aber auch gar nicht so genau wissen – vielleicht weil wir dann einen anderen Diskurs bräuchten? Die wirklich relevanten Bücher zum Thema werden nicht zur Kenntnis genommen, dafür wird jeder lauwarmer Aufguss der immerselben Litanei vom vorgeblich fehlenden Nationalstolz zum Bestseller hochgelobt – „man sucht die deutsche Wurzel und greift ins Leere.“ (Mathias Deutschmann).

Natürlich bin ich deutsch, was für eine nationale Zugehörigkeit sollte ich sonst für mich reklamieren, ohne mich lächerlich zu machen. Das ist mir auch nicht unangenehm oder peinlich, ich habe mich glücklicherweise noch nie für mein Deutschsein schämen müssen. Ich glaube auch nicht, dass „wir Deutschen“ es besonders schwer haben mit unserer nationalen Identität wegen des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs. Nur ganz selten einmal wurde ich im Ausland dafür in Haftung genommen. Wenn ich mir angucke, was etwa Amerikanern oder Israelis an Ablehnung und Stereotypen entgegenschlägt, dann habe ich für deutsche Larmoyanz in dieser Frage kein Verständnis. Also wozu sollte ich für meine Identität als Deutscher die Ablehnung eines „Anderen“ brauchen? Warum kann deshalb jemand mit einer anderen Hautfarbe oder einem Namen, der auf eine familiäre Zuwanderungsgeschichte hindeutet, nicht genauso viel oder wenig deutsch sein? Habe ich mir ausgesucht, wo ich geboren wurde und wer meine Eltern sind? Und schließlich: Gibt es im Alltag nicht wichtigere Dinge, als deutsch zu sein?

In einem Interview für die Doktorarbeit sagte eine mit einem Nichtdeutschen verheiratete deutsche Interviewpartnerin mit der größten Selbstverständlichkeit: „Als Ausländer lernt man ja in Deutschland nur Ausländer kennen.“ Ihr Mann ist Norweger. Ich fand das schockierend und traurig, aber sie hat Recht: Auch meine Welt ist ganz schön „deutsch“. Der nicht mehr normale Normalzustand ist leider das Nebeneinanderher der Welten. Einfach nur offen und vorurteilsfrei zu sein reicht nicht, um sie in Überschneidung zu bringen.

Jens Schneider wohnt seit beinahe 30 Jahren in Hamburg und lebt dort mit seiner Familie in einem superdiversen Stadtteil. Allerdings waren zwischenzeitlich immer wieder andere Orte wichtig: Chile, Amsterdam, Berlin, Rio de Janeiro. Auch beruflich führt er eine eher multilokale Existenz: Er hat jahrelang für einen freien Träger in Hamburg und für die Universitäten von Amsterdam und Osnabrück gearbeitet.

Literatuur

- Alba, Richard (2009): *Blurring the Color Line: The New Chance for a More Integrated America*. Harvard: Harvard University Press.
- Amin, Ash (2012): *Land of Strangers*. Cambridge: Polity Press.
- Bahners, Patrick (2011): *Die Panikmacher: die deutsche Angst vor dem Islam*. München: Beck.
- Carr, Matt (2006): You are now entering Eurabia, in: *Race & Class* 48(1): 1-22.
- Coenen, Liesbeth (2001): *Wordt niet zoals wij! De veranderende betekenis van onderwijs in Turkse gezinnen in Nederland*. Amsterdam: Het Spinhuis.
- Craig, Gordon A. (1982): *Über die Deutschen*. München: Beck.
- Crul, Maurice & John Mollenkopf (2012): *The Changing Face of World Cities. Young Adult Children of Immigrants in Europe and the United States*. New York: Russell Sage Foundation Publications.
- Crul, Maurice, Adel Pasztor & Frans Lelie (2008): *De tweede generatie. Uitdagingen en kansen voor de stad*. Den Haag: Nicis.
- Crul, Maurice, Adel Pasztor, Frans Lelie, Jonathan Mijs & Philipp Schnell (2009): *Valkuilen en springplanken in het onderwijs. Tweede generatie Turkse jongeren in Europa vergeleken*. Den Haag: Nicis.
- Crul, Maurice, Jens Schneider & Frans Lelie (2012): *The European Second Generation Compared. Does the Integration Context Matter?* Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Forum (2012): *Allochtonen op de arbeidsmarkt, 1e kwartaal 2012. Effecten van de economische crises*. Utrecht: Forum.
- Ghorashi, Halleh (2006): Culturalisering van de emancipatie van migranten vrouwen. *Krises*, 7, (3), 42-48.
- Hauschild, Thomas (1995): *Lebenslust und Fremdenfurcht: Ethnologie im Dritten Reich*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Herzog-Punzenberger, Barbara (2011): Differenzachsen und Grenzziehungsmechanismen – zum Verständnis des Einflusses gesellschaftlicher Prozesse auf SchülerInnen mit Migrationshintergrund, in: Marinelli-Konig, Gertraud (Hg.): *Zwischenraume: Migration und die Entgrenzung von Kulturen und Identitäten*. Bielefeld: transcript, 55-78.
- Ildem, Miyesser (2011): Meine pränatale Migration, in: Sezgin, Hilal (Hg.): *Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu*. Berlin: Blumenbar, 127-132.

- Inglis, Christine (2011): *Final Report on Inequality, Discrimination and Social Cohesion: Socio-economic Mobility and Incorporation of Australian-born Lebanese and Turkish Background Youth (TIAS)*. Sydney: Department of Immigration and Citizenship.
- Kasinitz, Phil, John Mollenkopf, Mary Waters & Jennifer Holdaway (2008): *Inheriting the City: The Children of Immigrants Come of Age*. New York/Boston: Russell Sage Foundation/ Harvard University Press.
- Kothari, Rajni (1989): Ethnicity, in: David, Kumar & Santisilan Kadirgamar (eds.): *Ethnicity. Identity, conflict and crisis*. Hong Kong: Arena, 15-44.
- Lucassen, Leo (2005): *The Immigrant Threat. The Integration of Old and New Migrants in Western Europe since 1850*. Urbana and Chicago: University of Illinois Press.
- Mannitz, Sabine & Jens Schneider (2014): Vom „Ausländer“ zum „Migrationshintergrund“: Die Modernisierung des deutschen Integrationsdiskurses und seine neuen Verwerfungen, in: Nieswand, Boris & Heike Drotbohm (Hg.): *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer, 69-96.
- Moisi, Dominique (2009): *Kampf der Emotionen. Wie Kulturen der Angst, Demütigung und Hoffnung die Weltpolitik bestimmen*. München: DVA.
- Nussbaum, Martha (2012): *The New Religious Intolerance: Overcoming the Politics of Fear in an Anxious Age*. Boston: Harvard University Press.
- Rezai, Sara, Ismintha Waldring, Maurice Crul & Frans Lelie (2012): *Ze kunnen hoog en laag springen, ik blijf gewoon. Pathways to Success Policy Brief in opdracht van het Ministerie van Binnenlandse Zaken en de gemeentes Amsterdam en Rotterdam*. Erasmus Universiteit Rotterdam, Vrije Universiteit Amsterdam & O+S.
- Saunders, Doug (2012): *Mythos Überfremdung. Eine Abrechnung*. München: Karl Blessing.
- Schinkel, Willem (2007): *Denken in een tijd van sociale hypochondrie. Aanzet tot een theorie voorbij de maatschappij*. Kampen: Klement.
- Schneider, Jens (2001): *Deutsch sein. Das Eigene, das Fremde und die Vergangenheit im Selbstbild des vereinten Deutschland*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schneider, Jens, Tineke Fokkema, Raquel Matias, Snežana Stojčić, Dušan Ugrina & Constanza Vera-Larrucea (2012): Urban Belonging and Intercultural Relations, in: Crul, Maurice, Jens Schneider & Frans Lelie (eds.): *The European Second Generation Compared. Does the Integration Context Matter?* Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Schoonhoven, Renee van, Machiel Bouwmans, Dennis Heijens & Marloes Keijzer (2012): *VM2-experimenten in perspectief – tussen rapportage schooljaar 2011-2012*. Hertogenbosch: ecbo.
- Şenocak, Zafer (2011): *Deutschsein. Eine Aufklärungsschrift*. Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Vertovec, Steven (2007): Super-Diversity and its Implications. *Ethnic and Racial Studies*, 29(6), 1024-1054.

Jens Schneider ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück. Von 2005 bis 2010 koordinierte er zusammen mit Maurice Crul an der Universität van Amsterdam das Forschungsprojekt TIES. Er hat Ethnologie, Musikwissenschaft, Ethnic Studies und Sprachwissenschaft in Düsseldorf, Hamburg und Amsterdam studiert und im Jahr 2000 an der Universität Tübingen zum Thema „Deutsch sein“ promoviert. Er beschäftigt sich seit vielen Jahren vor allem mit Fragen der nationalen und ethnischen Identität in unterschiedlichen Kontexten, einschließlich Lateinamerika.

Maurice Crul ist Lehrstuhlinhaber Bildung und Diversität an der Vrije Universiteit Amsterdam und Professor an der Erasmus Universität in Rotterdam. Er ist Soziologe mit Schwerpunkt auf international vergleichender Forschung zum Thema Schullaufbahnen und Arbeitsmarktkarrieren bei Migrant*innen. Mit Jens Schneider zusammen koordiniert er aktuell das europäische Forschungsprojekt „Elites: Pathways to Success“.

Frans Lelie ist Projektmanagerin in den Projekten „TIES: The Integration of the European Second Generation“ und „Elites: Pathways to Success“. Sie ist zudem Herausgeberin und Lektorin verschiedener damit verbundener Filmprojekte und Veröffentlichungen.



Ursula Neumann, Jens Schneider (Hrsg)

Im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung e.V.

Schule mit Migrationshintergrund

2011, 308 Seiten, br., 24,90 €

ISBN 978-3-8309-2466-1

E-Book: 22,40 €; ISBN 978-3-8309-7466-6

Dieses Buch widmet sich den vielfältigen Aspekten der interkulturellen Bildungspraxis mit dem Ziel zu zeigen, dass gute Schulen in einer immer vielfältiger werdenden Einwanderungsgesellschaft möglich sind. Es stellt aktuelle Forschungsergebnisse zur Rolle des Spracherwerbs, zu den Anforderungen an die Schule in der Einwanderungsgesellschaft, zu schulischer Diskriminierung, Mentoring und Projekten der Elternbeteiligung vor. Sie werden ergänzt durch Beispiele für einen produktiven Umgang mit kultureller Heterogenität in der Schulpraxis.

Die Deutschen Schulen müssen sich darauf einstellen, dass ihre Schülerschaft diverser geworden ist. „Schule mit Migrationshintergrund“ liefert viele Anregungen, wie das gehen kann.

Matthias Becker, b:sl, 2/2011.



WAXMANN



Maren Gag, Joachim Schroeder,
Claudia Zaccai (Hrsg.)

Die Pralinenpendlerinnen

Auf den Spuren sardischer
Arbeitsmigrantinnen in Hessen

2014, 256 Seiten, br., 34,90 €

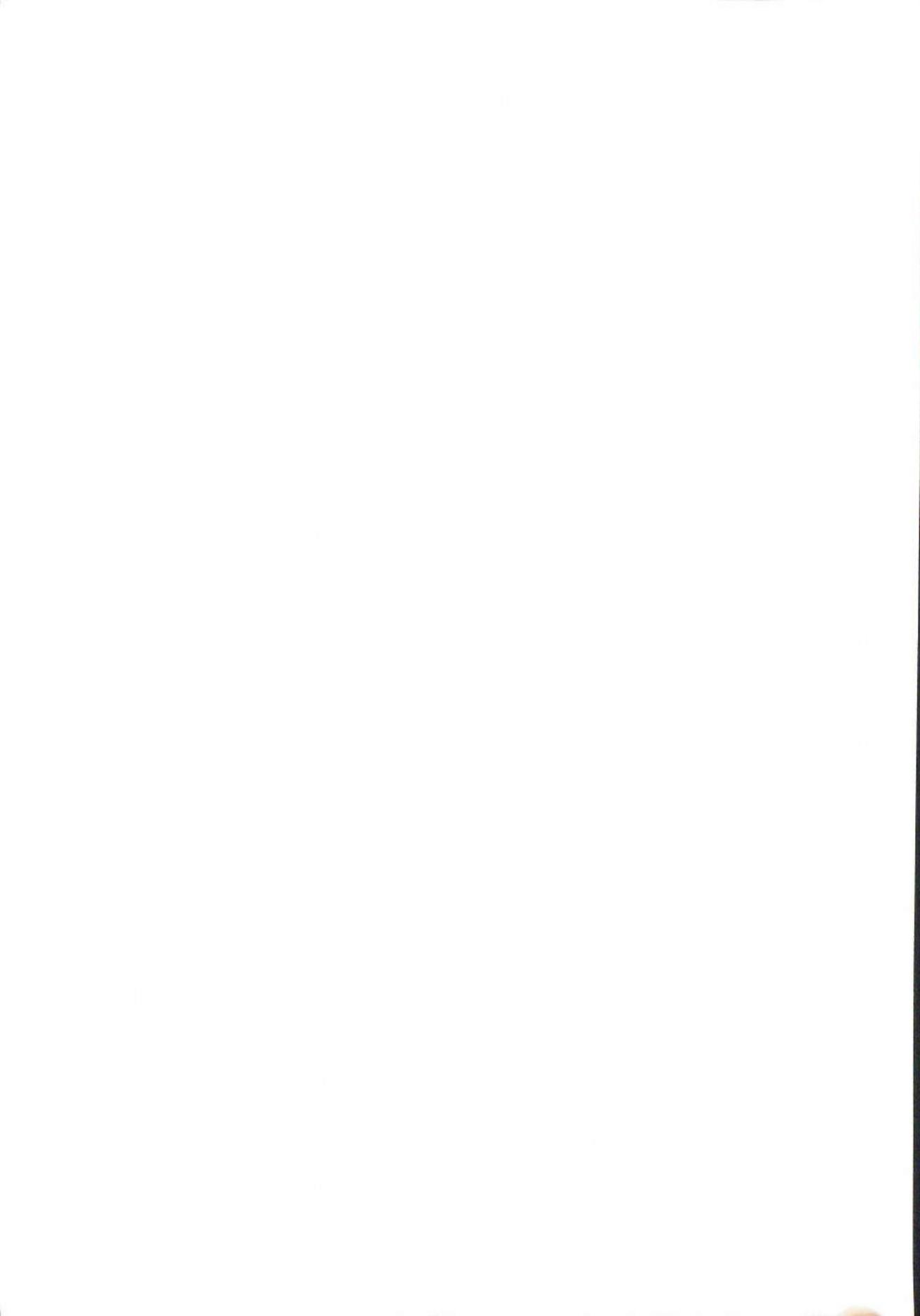
ISBN 978-3-8309-3132-4

E-Book: 30,99 €; ISBN 978-3-8309-8132-9

Das Buch thematisiert eine bislang unbeachtete weibliche Migrationspraxis und gewährt Einblicke in die Lebenslagen, Bildungs- und Arbeitsbiografien sowie die Zukunftswünsche von sardischen Frauen, die über Generationen hinweg zur Saisonarbeit in ein hessisches Süßwarenunternehmen kommen. Im Kontext einer frauentypischen Saisonbeschäftigung wird gezeigt, welche Lebensbedingungen die Frauen begleiten – sowohl in ihrer ländlichen Herkunftsregion Sardinien als auch in der hessischen Kleinstadt, dem Arbeitsort in Deutschland. Beide Lebenskontexte der Frauen werden in historische und aktuelle migrationspolitische Bezüge eingeordnet. Unter gender-, raum- und bildungstheoretischen Perspektiven zeigen die Studien, wie die Frauen mit familiären Traditionsmustern und den Anforderungen an eine transnationale Lebensführung zu kämpfen haben: Sie leben und arbeiten im Spagat.



WAXMANN



In den europäischen Städten vollzieht sich eine demographische Revolution. In Amsterdam, London und Brüssel ist es schon so weit, in Deutschland werden Frankfurt, Augsburg und Stuttgart als erste folgen: Es gibt in ihnen keine „Mehrheitsgesellschaft“ mehr. Gleichzeitig werden klare ethnische Zuordnungen immer schwieriger, Mehrdeutigkeiten und Mehrfach-Identitäten immer wichtiger. Der englische Fachbegriff dafür: *Superdiversity*.

Wir haben den Übergang zur „Einwanderungsgesellschaft“ zwar verbal, aber nicht mental vollzogen, dabei ist dies von zentraler Bedeutung: Was muss gegeben sein, damit die superdiverse Stadt als Gemeinwesen funktioniert und ein Fundament hat, das gleichberechtigte Teilhabe und Freiheit ermöglicht? Was ist die gemeinsame Basis in einer Stadt, die nur aus Minderheiten besteht?

Ausgehend von der europäischen TIES-Studie zeigen die Autoren, dass wir genau jetzt an einer wichtigen Weggabelung stehen: Nur die Städte, die allen ihren Talenten einen gleichberechtigten Zugang zu Bildung, Jobs und Zugehörigkeit bieten, werden dabei erfolgreich sein.

Die Protagonisten des Gelingens sind diejenigen jungen Leute, die die neue urbane Wirklichkeit bereits leben. Die Generation Mix ist mehrsprachig und interkulturell, sie pflegt das kulturelle Erbe der Eltern und kreiert gleichzeitig die neue Stadtkultur.



WAXMANN



ISBN 978-3-8309-3182-9



9 783830 931829

www.waxmann.com